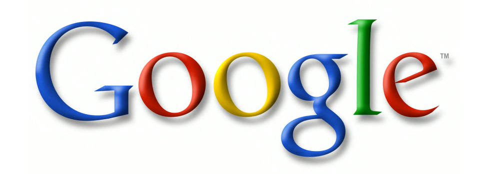


Neujahrs-Blatt

der

Litterarischen Gesellschaft Bern

auf das Jahr 1908.

Zur politischen Dichtung der deutschen Schweiz 1830—1848.

Von

Dr. Werner Sutermeister.



Bern.
Druck und Verlag von K. J. Wyß.
1907.

Neujahrs-Blatt

der

Litterarischen Gesellschaft Bern

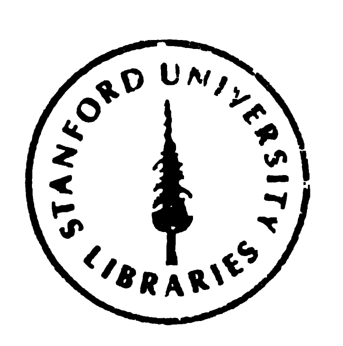
auf das Jahr 1908.

Zur politischen Dichtung der deutschen Schweiz 1830—1848.

Von
Dr. Werner Sutermeister.



Bern.
Druck und Verlag von K. J. Wyß.
1907.



Neujahrs-Blatt

der

Litterarischen Gesellschaft Bern

auf das Jahr 1908.

Zur politischen Dichtung der deutschen Schweiz 1830–1848.

Von

Dr. Werner Zuttermeister.



Bern.

Druck und Verlag von K. J. Wyß.

1907.

Vorbemerkung.

Die politische Dichtung — von grandiosen Ausnahmen wie Dante abgesehen — pflegt mehr historischen als poetischen Wert zu besitzen. Im Augenblick entstanden und dem Augenblicke dienend, entbehrt sie meistens der künstlerischen Reife und teilt mit ihrem Gegenstand gewöhnlich das Schicksal gründlicher Vergessenheit. Ein nicht ganz verdientes Schicksal; denn oft gibt ein einziger Vierzeiler knapp und treffend die Stimmung eines ganzen Volkskreises wieder, von der uns die Akten nichts erzählen. Eben deshalb möchte ich den Ausdruck „Dichtung" im weitherzigsten Sinn verstanden wissen; das künstlerisch Vollendetste ist nicht immer das historisch Interessanteste. Die vorliegende kurze Arbeit erhebt natürlich nicht den Anspruch, das außerordentlich reichhaltige Thema auch nur annähernd zu erschöpfen; es soll nur an einigen besonders charakteristischen Erscheinungen gezeigt werden, welchen Anteil die Poesie an der so überaus wichtigen und fruchtbaren Periode der Regeneration genommen hat. Auf die Besprechung der erzählenden politischen Dichtung durfte ich um so eher verzichten, als darüber — besonders über Jeremias Gotthelf — schon viel Schönes und Treffendes geschrieben worden ist [1])

Den tit. Verwaltungen der Bibliotheken von Aarau (Kantonsbibliothek), Basel (Universitätsbibliothek), Bern (Stadtbibliothek und Schweiz. Landesbibliothek), Luzern (Bürgerbibliothek) und Zürich (Stadtbibliothek) verdanke ich die Förderung meiner Arbeit aufs beste. Durch wertvolle Mitteilungen haben mich ganz besonders verpflichtet die Herren Prof. Dr. R. Hunziker in Winterthur, P. Kölner in Basel, Dr. H. Schollenberger in Zürich und Stadtschreiber Schürmann in Luzern.

I.

Unter den Staaten, deren innere Umwandlung durch die Julirevolution mächtig gefördert wurde, stand die Schweiz in vorderster Linie. Die stürmische Zeit der Regeneration weckte auch die Dichtung aus ihrer beschaulichen Ruhe. Die liebenswürdige Kleinkunst, wie sie in den zierlichen Geschichten und Gedichten der „Alpenrosen" und in den feinen und gemütlichen Novellen Usteris lebte, verschwand zwar nicht gänzlich, aber sie mußte zurücktreten hinter eine viel derbere Literatur, die sich den Forderungen der Gegenwart zuwandte. Es ist ein erstaunliches Schauspiel, wie sich das Tempo des politischen Lebens plötzlich beschleunigt. Die Zeit der Helvetik scheint wieder zu erstehen, nur daß die Bewegung jetzt noch viel tiefere Kreise des Volkes ergreift und mitreißt. War während der Helvetik der französische Einfluß vorherrschend, so kam jetzt die Reihe an Deutschland; als Eroberer waren die Franzosen gekommen, die Deutschen erschienen als Flüchtlinge. Aber so stark auch augenblicklich die Einwirkung der französischen Gewaltherrschaft und der geistige Einfluß der deutschen Flüchtlinge war — in beiden Fällen wußte sich die Schweiz zu behaupten und alle ihr fremden Elemente auszuscheiden. Wenn auch in den Flüchtlingsangelegenheiten der dreißiger Jahre das Volk, hochherziger als die meisten seiner Regierungen, zu Tausenden für die Fremdlinge Partei ergriff, weil es in der fremden Freiheit die eigene gefährdet sah, so hatten sich doch gleichzeitig die kommunistischen und atheistischen Wanderprediger bitter zu beklagen über die Gleichgültigkeit und den Absonderungsgeist der Schweizer.[1]) Diese Selbstbeschränkung auf einen verhältnismäßig engen Interessenkreis war für die politische Dichtung ein Nachteil, für die politische Wirklichkeit aber ein unbestreitbares Glück: während die Ideologen in der Paulskirche zu Frankfurt über die Menschenrechte verhandelten, haben wir in verhältnismäßiger Ruhe und Sicherheit unsere politische Ernte eingeheimst. Auch der ästhetische Einfluß Deutschlands auf unsere politische Dichtung war nicht sehr tiefgehend. Auf die Männer, die das Erbe der Helvetik hüteten, haben natürlich Klopstock und Schiller den größten Eindruck gemacht; in den 40er Jahren dagegen wird der Einfluß der Herweghschen Phraseologie in unangenehmer Weise fühlbar. Im übrigen aber machte man sich seinen Vers zum Hausgebrauche selber: Mutterwitz und drastische Komik bedurften keiner besonderen Mittel um zu wirken.

Um der politischen Dichtung jener Jahre gerecht zu werden, muß man sich vergegenwärtigen, daß es die Jugendzeit unserer Demokratie war, in der sie

entstand. Was uns heute überschwenglich ja phrasenhaft erscheint, war damals echte Begeisterung; das jetzt Selbstverständliche wirkte noch mit der Frische des ersten Erlebnisses. Bemerkenswert ist der Ton der Polemik; man wird wohl zugeben müssen, daß er sich seit der Helvetik erheblich vergröbert hat. Die Publizität der helvetischen Periode [3]) trug das Gepräge des gebildeten Bürgertums, das damals ans Ruder gelangte; ihr Ton war sentimental, pathetisch oder väterlich belehrend, ihre Haltung mit wenigen Ausnahmen ehrbar und respektabel. Anders der Gesamteindruck der politischen Schriften der Regenerationszeit: des langen Zwangs zum Schweigen endlich entladen, kannte man oft in der Verunglimpfung des politischen Gegners weder Maß noch Ziel. Manches läßt sich ohne weiteres mit der Aufregung des Kampfes erklären; die Grundursache ist wohl das tiefe soziale und politische Unbehagen jener Generation, die sich die gesicherte Lage erst erkämpfen mußte, deren wir uns heute erfreuen. „Unsere Zeit“ schreibt einmal Troxler [4]) „ist wie ein schwüler Sommer, in welchem oft am Horizont finster drohendes Gewölk aufsteigt, aber nie zum Durchbruch eines Gewitters kömmt, höchstens ein staublöschender Platzregen erfolgt, der alle Erwartung täuscht und im Ganzen unerquicklich vorüberzieht, während die Luft elektrisch geladen bleibt.“

In den ersten Monaten der Regenerationszeit herrschte freilich unter den Fortschrittsfreunden eine hoffnungsfreudige, ja enthusiastische Stimmung vor. Fast überall erwarb sich das Volk im ersten Anlauf die wertvollsten Rechte. Auf die Volksversammlungen folgte die ernste Arbeit der Verfassungsräte; eine Fülle neuer Aufgaben weckte die mannigfaltigsten Kräfte, und in wenigen Wochen kam man jetzt weiter als vordem in Jahren: bis zum Frühjahr 1831 hatten 12 Kantone ihre Verfassung auf der Grundlage der Volkssouveränität verbessert. Auch im Ausland schienen sich die Dinge aufs erfreulichste zu gestalten; man wußte noch nicht, wie bald auf die Poesie der Juliwoche die bedenkliche Prosa des Bürgerkönigtums folgen würde, und was für ein kläglicher Ausgang den Erhebungen in Polen und Italien beschieden war.

Die glückliche Stimmung jener Tage gibt ein anmutiges Gedicht wieder, das der wackere Bahnbrecher der Regeneration im Thurgau Thomas Bornhauser — damals Pfarrer in Arbon — geschrieben hat:

Der Frühling 1831. [5])

Sieh den Blüthenwald der Bäume!
Sieh die bräutlich weiße Flur!
Ist es Wahrheit oder träume
Ich von meiner Heimath nur?
Hat vom Erdgetümmel
Mich der Tod befreit?
Winkt der off'ne Himmel
Mir zur Seligkeit?

Wohl! Da prangt ja Rorschach's Höhe —
Da der See, so mild, so blau!
Arbon naht — dort ist's — Ich sehe
Dort der Türme heilig Grau.
Schön, im Frühlingskleide
Lacht der Ort mir zu,
Alles athmet Freude,
Holde Himmelruh'.

Grüne goldbeblümte Matten
Duften süß am kühlen See,
Rothe Pfirsichzweige gatten
Sich mit Kirschbaums Balsamschnee.
Bienenschwärme schwingen
Sich durchs Blüthendach,
Ihre Jubel klingen
Zart wie Geistersprach'.

Buchen tauchen gleich Pallästen,
Goldgrün aus der Tannen Nacht,
Vögel zwitschern in den Aesten,
Und die Amsel schlägt mit Macht.
Hoch ob Wald und Auen
Jauchzt der Lerche Lied.
Pflüger stehn und schauen
Sich die Augen müd.

Welch' ein Lenz! So tief entzückte
Mich noch nie der Heimath Flur.
Wohl mir! nicht vergeblich schmückte
Sich so reizend die Natur.
Wahn und Knechtschaft fallen,
Unsre Schweiz ist frei;
Ja den Völkern allen
Blüht der Freiheit Mai.

Frankreichs große Heldenwoche
Warf den Finsterling vom Thron;
Mit der Vorzeit starrem Joche
Ringt das edle Albion;
Polen ist erstanden,
Schlägt vom Zorn entglüht
Seines Drängers Banden,
Stambuls Sieger flieht.

Dank dir Schicksal, daß mein Leben
Eintraf in der Freiheit Mai!
Zu der Menschheit großem Streben
Trug auch ich mein Scherflein bei.
Strahlt des Enkels Kinde
Noch der Freiheit Glück —
O so jauchz' und schwinde
Ich in's All zurück.

Bornhauser [6]) (1799–1856), als Pfarrer, Volksmann und Dichter eine der populärsten Persönlichkeiten jener Zeit, ist einer der letzten Vertreter einer Geistes-

und Gemütsrichtung, der die besten Männer der Helvetik angehört hatten. Der lebenslustige, selbstbewußte Jüngling war schon in seinen theologischen Studienjahren instinktiv den metaphysischen Problemen ausgewichen, durch die andere sich ihre Tatkraft verkümmern ließen. Das gab auch dem politischen Handeln des Mannes jene naive Frische und Unbekümmertheit, die selbst Bedächtigere mitreißen konnte. Ganz in der Gegenwart aufgehend, war er doch mit seinem vertrauensseligen Rationalismus ein Kind des 18. Jahrhunderts; mit Leib und Seele Thurgauer, huldigte er andrerseits einem harmlos liebenswürdigen Weltbürgertum, das er als Freund und Gönner der Polenflüchtlinge in der Schweiz auch mit der Tat bekräftigte:

Menschenglück — das Glück der Brüder,
Ihre Hoffnung, Furcht und Schmerz —
Tausendstimmig hallt es wieder
Durch mein aufgeregtes Herz.
Mit dem Ganzen eng verwoben
Fühl' ich mächtig mich gehoben;
Und die Alltagsorge sinkt
Wo dem Blick ein Weltall winkt.[7])

In seiner Polemik zeigt sich Bornhauser durchaus gutherzig; der Mann, der einst einen politischen Gegner beruhigte und tröstete, als ihm dieser bekannte, er habe sich mit der Absicht getragen, ihn zu ermorden, brachte es auch in seinen Versen blos bis zu einem Anlauf zur Entrüstung. So apostrophiert er z. B. die früheren Regenten:

War das der Eid? die oft beschwor'nen Pflichten?
Fand unser Zutrau'n solchen Lohn?
So treff euch denn — doch nein, Gott wird euch richten
Und unsrer Söhne Sohn.[8])

Die Verbindung von praktischer Tatkraft und schwärmerischer Begeisterung macht den eigentümlichen Reiz dieses Mannes aus, dessen dichterische Anlage freilich bei aller Munterkeit, mit der seine von gemütlicher Wärme beseelten Verse dahinfließen, wenig Eigenart aufweist.[9]) Um so treuer spiegelt er aber das Fühlen und Denken seiner Volksgenossen wieder.

Der Idealismus Bornhausers und seiner politischen Freunde wurde bald auf eine harte Probe gestellt. Auf den Enthusiasmus folgte bald die Ernüchterung; das Volk, das in erster Linie vom Druck seiner materiellen Plagen befreit sein wollte, sah sich in seinen Hoffnungen vielfach getäuscht, als nun die Alltagssorgen wiederkehrten und die Steuern nach wie vor bezahlt sein mußten. Die Anhänger der alten Zeit, die sich von ihrer ersten Bestürzung erholt hatten, wußten sich diesen Wechsel der Stimmung zunutze zu machen. In Basel, Schwyz und Neuenburg schleppten sich die Wirren weiter und schieden wie zur Zeit der Gegenreformation die Schweizer in zwei feindliche Heerlager:

Dem Siebener-Konkordat der Liberalen trat der konservative Sarnerbund gegenüber. Der Entwurf einer Bundesverfassung — schon damals das letzte Ziel aller fortschrittlich Gesinnten — kam zu Fall; nicht viel besser waren die Ergebnisse der Badener Konferenzen, wo man die Staatshoheit gegenüber der Kirche zu wahren und eine katholische Nationalkirche zu begründen suchte. Nichts aber war so geeignet, den Mangel an einer starken Zentralgewalt schmerzlich empfinden zu lassen, als die peinlichen Auseinandersetzungen mit dem Ausland um der Fremden willen; Zusammenstöße, die fast regelmäßig mit der Demütigung der Eidgenossenschaft endigten.

Die ganze Verworrenheit der politischen Verhältnisse in den 30er Jahren hat Augustin Keller in der Einleitung zum Jahresbericht der Helvetischen Gesellschaft 1837 mit einem Humor geschildert, der die Hoffnung auf bessere Zeiten durchblicken läßt:

„Ich bestieg, gestern Abend ein Jahr, die mir anvertraute Warte des Vaterlandes und schaute rings um mich heraus in die dämmernde Runde. In allen fünfundzwanzig Haushaltungen unsers Bergdörfleins war Licht. Im Gemeindhause allein war keins zu sehen, denn seit langen Zeiten wohnt außer einem invaliden Castellan keine Haushaltung mehr darin. Auch in der Kirche glomm das ewige Licht nur schwach und schlug nur hie und da eine zuckende Flamme in die Nacht, denn die Meßner liegen seit vielen Jahren unter sich im Streite, wer besser seines Amtes pflege. Unterdessen aber überwoben Alles die Spinnen, daß nur mit Noth noch die Sonne Gottes in das Allerheilige fällt, und die alte goldne Ampel darin gaben sie dem Unrath preis, daß das Oel in ihr ranzig wurde. Zudem kamen wälsche Fledermäuse, und hausen im alten Gebäude und hecken immer neue Brut, und allem Lichte gram, suchen sie in krummen Flügen auch den letzten Funken in der Ampel noch zu löschen.

Aber auch die Lichter in den Haushaltungen waren sich nicht gleich. Die Einen brannten in prächtigen Lampen Gas und das Licht fiel wohlthuend durch seine Glasglocken in die rührige Wohnstube und gab viel Glanz und Schein. Andere brannten Kerzen, Andere Oel, Einige in ihren kleinen Hütten, noch einfach und arm, nach alter Väterweise Kienholz; nur in einem großen Hause, wo es hie und da etwas groß und laut herging, wollt' ich wetten, daß sie nur Scheinholz auf dem Lichtstabe haben. Einige haben dabei feine Lichtschnauzen — Zeitungen nennen sie's — und es gehen meist unter Masken schlaue Männer damit herum, und verstehens weidlich, die Schnauzen zu handhaben. Andere dagegen haben nur schlechte, oder gar keine, und fahren dann, wenn die Tölpel im Lichte zu groß werden, entweder wie Schneider mit Scheere drein und machen Gestank in die Stube oder nehmen das Ding in die Hand und verbrennen sich die Finger, oder löschen gar bisweilen das Licht aus, daß die Familie eine

Weile blinde Kuh spielt. Und siehe bei ihrem Lichte rühren die Einen die Hände, die Andern die Zunge; Einige rüsten Nahrung für den Winter, Andere schmausen die alten Tröge leer. Einige rechnen, Andere schlafen. Einige beten, Andere zanken. Einige schroten Neues zu, Andere flicken Altes aus. Einige rütteln am Fundamente, Andere plätzen am Dache. Einige machen Kalender, Andere zeigen sich mit der Klemmbrille auf der Nase. Hin und wieder aber sah ich im Halbdunkel allerlei Nachtbuben durch die Straßen und um die Häuser schleichen, welche hinter dem Rücken der Leute allerlei bösen Spuk und Schabernack trieben. Einige waren verwegene Gesellen, aus Nachbargemeinden gekommen, Andere sind aus der Gemeinde selbst, und gehen mit ihren Helfershelfern darauf aus zu zeuslen; wo sie Brandstoff finden und wissen, daß ein Haus nicht gut assecurirt ist, hat es gleich Feuer im Dach. Und in das arme Strohhäuslein des Schmid's am Hacken sah ich sogar eine ganze Schaar vermummter Gesellen steigen, um mit ihren geübten Löschhörnern den Leuten das kaum angefachte Licht zu löschen und dann im Finstern nach den Kleinodien ihres väterlichen Erbes zu greifen.[10])

Aber am Himmel über dem Jura[11]) hin zuckte hie und da ein Blitz und kündete Wetter an. Indessen war der Wind noch gut und klar die Luft, und ich dachte wohlgemuth: „Thut nichts. Wenn nicht böse Leute dahinter kommen, so hagelt's wenigstens nicht, und schlägts auch ein, so haben ja unsere höchsten Häuser alle neue gute Blitzableiter."

Da sah ich aber auf unser Gemeindehaus, und es ward mir bange; denn sein Blitzableiter,[12]) bereits vor einem Vierteljahrhundert nur von durchreisenden Zinngießern aus altem Eisen zusammengelöthet, war von Anfang an schlecht, jetzt aber ist er durch und durch rostig und hie und da vollends gebrochen. Auch gedachte ich für die Not der Feuerspritze, die wir im Gemeindhause haben und alle Jahr ein paar Monate lang probiren und nichts damit löschen als den Muth, weil wir das Ding nicht vom Flecke bringen. Denn sie ist der sonderbarste Wagen, den es geben kann. Sie hat keine Deichsel zum Lenken, wohl aber liegen alle Räder in Spannstricke und Kratzeisen gefesselt und rings an ihr herum hängen fünfundzwanzig Sielbengel.

Bricht nun Feuer aus, in oder außer der Gemeinde, so bespannt jede Haushaltung ihren Sielbengel und zieht auf ihre Seite. Aber die Spritze bleibt stehen, und wenn sie einmal durch Zufall oder Wunder auf eine Seite Uebergewicht gewinnt, und Miene zur Bewegung macht, da wird der Feuermannschaft gleich unheimlich drob und die ganze Gemeinde ist ungewiß, wo das Ding hinaus soll. Denn weil sie keine Deichsel hat, weiß Niemand, wohin sie rollt. Und so geschiehts, daß sie fast bei jeder Bewegung in Hor und Hag geräth."

Die Ohnmacht der Tagsatzung, die hier so treffend geschildert ist, offenbarte sich aufs kläglichste während der Basler Trennungskämpfe. Unter den kanto

nalen Unruhen jener Zeit haben diese Wirren das allgemeinste und tiefste Interesse gefunden, weil hier die Gegensätze am schärfsten ausgebildet waren und am wuchtigsten zusammentrafen. Die Städter, im Gefühl ihrer intellektuellen und wirtschaftlichen Ueberlegenheit, vereinigten den Patrizierstolz mit dem der Brotherrn; auf der Landschaft dagegen vergaß man das Jahr 1798 nicht und verwahrte in Liestal gleich einem Heiligtum die in silberner Kapsel ruhende Befreiungsurkunde. Die unkluge Halsstarrigkeit der Stadt, die die Forderungen der Landschaft mit lächerlich geringen Zugeständnissen beantwortete, brachte den Kampf zum Ausbruch. Daß man nun in der Stadt, um die Landschaft mürbe zu machen, zahlreiche Kapitalien kündigte und die den Markt besuchenden Landschäftler wörtlich und tätlich beleidigte, reizte zu Zorn und Vergeltung.

Die Stadt selbst zählte nicht wenig Anhänger der Landschaft, für die jetzt eine ungemütliche Zeit hereinbrach. Den freisinnigen Professoren Troxler und Snell wurden „Charivari" dargebracht, und die Studenten kühlten ihren Rachedurst, indem sie im Verein mit ihren politischen Freunden den Zünftlern förmliche Gefechte lieferten. Hierbei tat sich der Schulmeister am Kilchgäßli Joh. Rudolf Kölner, genannt der Saure,[13]) besonders hervor, unter den vielen Originalen jener Zeit eines der originellsten. Wegen einer dieser Raufereien mit Verhaftung bedroht, eilte er am 20. August 1831 — kurz vor dem zweiten Auszug der Baslertruppen — nach Liestal, um der Landschaft seine Dienste zu widmen. Stürmisches Temperament und Liebeskummer hatten s. Z. den jungen Rechtsbeflissenen in den französischen Solddienst getrieben; die Schulmeisterei, ein erster Versuch zur Seßhaftigkeit, war an seinem schwermütig-reizbaren Naturell und an seiner Liebe zum Waidwerk gescheitert; jetzt mußte der Feuerkopf sich endlich in seinem Elemente fühlen. Als Volksredner, militärischer Anführer und diplomatischer Unterhändler entfaltete er eine rastlose Tätigkeit. Den Zunamen „der Saure" hat er sich selbst gegeben und damit seine satirische Anlage treffend gekennzeichnet; unter diesem Namen war er bald, auch außerhalb der Baslerrenzen eine populäre Figur. Schade, daß Kölner der nach Jakob Mählys Zeugnis „ein unvergleichlicher Causeur" gewesen, in seinen Gedichten häufiger den pathetischen als den humoristischen Ton anschlägt; wie ergötzlich er damit wirken konnte, mag eine Probe aus dem Gedicht «Mandatum et petitio»[14]) erweisen, das zugleich ein hübsches altbaslerisches Kulturbildchen darstellt. Der lustige Schwank entstand infolge eines Ratsbeschlusses zu Beginn der 30er Jahre, wonach das Federvieh nicht mehr wie bis dahin frei in der Stadt umherspazieren durfte. Nach einer umständlichen Einleitung erfahren wir, wie dem Bürgermeister von Babilon-Krähwinkel bei einem feierlichen Kirchgang am Buß- und Bettag etwas Fatales passiert, indem ein unschuldiges Hühnlein seinen Degen für einen Hühnerfedel hält und dem würdigen Herrn die Wade

beschmutzt. Hierauf Versammlung des Rats, vor dem der Consul pater patriæ folgende Rede hält:

„Gestrengi! Wohlfürsichddigi!
Wohlwisi! Hochgiachddi!
Geliebddi! Angiseheni!
Schätzbarsti! Wohlbidachddi!
Der Burgermeister der bi i!
Drum sind so gut und here mi,
J ha mi starg z'biglage.

Was mir am letzte Biezungsdag
Begegnet isch, weiß jede —
Und unser hundsg'mein Burgerpack
Wird gifdig dervo rede:
Der Dege sig vom Großpapa
Und d'Wade sige au la la,
Drum sig d'Sach remarquabel!

Husgfliegel haldet ohni Schand
E jede g'meine Seiel,
Das isch fir unser riche Stand,
Weiß Gott, e wahre Greiel!
Und goht d'Noblesse uf der Stroß,
So meint si sig der Saddan los,
Si ka vor Dregg nit laufe!

Das Ding isch ferner hechst faddal
Fir unser liebi Juged:
Zum erste, lidet ihr Moral!
Zum andere ihr Tuged!
U mengmol trifft der Burgersma
Bim Huhn e fremde Giggel a —
Und denn no gar der actus! —

Der Enddrich lauft de Hienre no —
Der Giggel mit den Endde —
Was ka denn do Gudds ufeko
Fir unsere Studendde?
Me meint me sig in Gomora
Und d'Sach isch, was me sage ka:
Horrent abomminabel!"

Die Räthe sitzen stumm und bleich
Vor heimlichem Ergrimmen,
Das merkt der Herr Staatsschreiber gleich
Und sammelt schnell die Stimmen;
So wie er sie eröffnet hat,
Tönts durch die Bank weg: „Pereat
Das Burgerstaub-Gefligel!"

Der Stadttambour in schnellem Lauf
Wirbelt an allen Ecken;
Der Hahn schreit laut vor Aengsten auf;
Die Ente wankt vor Schrecken;
Nicht Ulmergerste, ein Mandat
Jst's, das er zu verkünden hat,
Zum Sturz des Federviehes!

Manch stolzer Hahn welkt schnell dahin
In heißem Liebesjammer;
Härmt still sich ab mit düsterm Sinn,
In seiner dunkeln Kammer; —
Und mancher frische Enterich
Quackt angstvoll: Herr erbarme dich
Und laß mich bald krepiren!

Die Enten und die Hühner gar
Verspüren bittern Mangel —
Sie sitzen, gleich der Sklavenschaar
Dumpf zwischen Thür und Angel.
Des Lebens schnell entschwundne Lust
Beklagen sie in tiefer Brust,
Und singen: moriamur!

Die Kälte hat nicht ganz erfaßt
Der Bürger Lämmerherzen,
Sie fühlen des Geflügels Last
Und des Geflügels Schmerzen.
Sie weinen Nachts beim Sternenglanz,
Auf der Alban und Eschenschanz,
Dem Hausvieh manche Thräne. —

Am Abend heißt's: „E Meiel Wi!
Bi Godd, so ka's nit blibe!
Godd strof mi, das mues anderst si!
Mer wend an d'Herre schribe!"
Am Ende brennt es lichterloh,
Hell glänzen der Petitio
Höchst ehrfurchtsvolle Termen!

„Ihr Kaibe ziehnd is z'letzt zum Lohn
Au d'Hut no iber d'Ohre! —
Mer hend dur d'Rabeluzion
Sir eich scho g'nug verlore! —
Und wend er jetzt nit, wie mir wend,
So speie mir, bi Gott, in d'Händ
Und — — — uffe an d'Laterne!"

Die zarte Bittschrift gehet ab
Zu der Regierung Handen,
Dort ruht sie sanft im Aktengrab,
Trotz des Geflügels Banden;
Die Herren schauen stolz drauf hin
Und nehmen im Tagsatzungssinn
Das Ding: ad referendum!

Bewohner jener Heldenstadt
Von Babilon-Krähwinkel,
An Silber reich, doch nimmer satt,
Voll stolzem Eigendünkel,
Merkt euch den Sinn historiæ,
Sonst töten euch, me hercule,
Die Herrschsucht und der Zunftzwang!

Die weiteste und schärfste Wirkung übte Kölner wohl mit seinem Flugschriftchen „Der Aristokraten Totentanz." [15]) Den grobianischen Volkston hat er hier sehr gut getroffen. Hier einige Proben:

Der Tod zu Bürgermeister Frey. [16])

Pack auf! du schwarz Tirannen Gsicht!
Dein Consulsdegen schützt dich nicht;
Für Grausamkeit und Schurkenschliche
Hab ich schon längst dich auf dem Striche.

Frey.

Kein Onus war das Herrschen mir,
Ich griff darnach mit Wolfsbegier;
Hätt' für den Zepter nebst dem Leben
Die Seligkeit noch hingegeben.

Der Tod zu General von Ziegler. [17])

Marsch! Liestalanski! ohn Verzug!
Bist lang schon dürr von Mord und Trug;
Kanonenstiefel, Klackhut, Degen,
Das bringt dir weder Schutz noch Segen.

von Ziegler.

Hab viel gestiftet Ach und Weh,
Im Baselbiet — am Zürichsee —
Mein schwarzes Herz voll Schelmereien
War stets bereit zu Teufeleien.

Am Schluß:

Der Tod den Hades öffnend zu allen Aristokraten insgesammt.

Juheissa! tanz! du Satanschor!
Dein Höllenqual entzückt mein Ohr;
Hinab! Gesindel! ohn' Verschonen!
Zum Hades, sammt Reaktionen!

Oberst Wielands [18]) **Geist aus dem Hades.**

So recht! ihr Herr'n! Zu mir herein!
Hab lange Zeit so ganz allein;
Kein Fieberfrost wird uns besitzen,
Wir können hier zusammen schwitzen!!!

Das Gefecht bei Pratteln verherrlicht Kölner in einem langen Gedicht, [19]) dem man die Verbissenheit des Mitkämpfers anmerkt — er hatte eine Wunde davongetragen — und dem das originelle Motto vorgesetzt ist:

Nebukadnezar sprach:
„Das ist die stolze Babel",
Da kam der liebe Gott
Und schlug ihn auf den Schnabel.

Auch sonst, wo irgend die Sache der Freiheit verfochten wurde, war Kölner mit einem kecken Wort oder einem Lied zur Stelle. Ein warmes Solidaritätsgefühl aller freiheitlich Denkenden und das ungescheute Aussprechen dieses Gefühls war ja überhaupt einer der Vorzüge jener politisch jugendlichen Generation. Bei Kölner äußert sich das gelegentlich mehr temperament- als geschmackvoll; auch mit dem Maße seiner Zeit gemessen, war er ein recht ungeschlachter Freiheitsbarde. Wie mußte es den Philister schaudern, wenn er etwa in der „Fürstenjagd)"[20] las:

Halloh! zum wilden Jagen
Auf jedes Kronenthier!
Seht! es beginnt zu tagen
Im ganzen Jagdrevier!

Herab! du treue Büchse!
Von stiller Hüttenwand,
Zum Schuß auf Fürstenfüchse
Im großen Vaterland.

Und später:

Hui, Sau! mit stolzen Borsten!
Von Polenblut so roth.
Dich jagt in freien Forsten
Der wilde Jäger todt.

Ho! ho! -- so! so! — Verende,
Du fürstliches Gewild!
Den Sang gibt dir behende
Der Waidmann kühn und wild.

Um den Gegner zu brandmarken, wählte Kölner natürlich nicht den elegantesten, sondern den kräftigsten Ausdruck, wobei ihm denn etwa seine kühnen Bilder durcheinandergeraten:

Schleiche nur mit falschem Weben
Tückischer Aristokrat!
Heuchle nur in stolzem Streben
Ränkevoller Demokrat!
Bohren könnt ihr eure Dolche
In des freien Schweizers Herz;
Geifern könnt ihr gift'ge Molche
In des Vaterlandes Schmerz. [21])

Als Ausdruck der kernigen Gesinnung Kölners und als Beitrag zur Geschichte der französischen Nationalhymne mag hier noch die „Marseillaise für das freie Volk von Basel-Landschaft" eine Stelle finden [22]):

Auf, Patrioten! Kampfgenossen,
Der festlich schöne Tag bricht an,
Wo edles Heldenblut geflossen
Auf blühend grüner Siegesbahn; ::
Begeistert für die heil'ge Freiheit
Ging mancher in den Tod dahin,
Und starb mit ächtem Schweizersinn:

Für Vaterland und Recht und Wahrheit!
Martyrer, ruhet sanft!
Auf's beſſre Wiederſehn
Jenſeits, jenſeits,
Wo ew'ge Siegespalmen uns umwehn!

Wollt ihr der Heimat Glück gewinnen,
Soll euch erblühn der Freiheit Saat:
Bleibt redlich ſtets in Herz und Sinnen,
Seid felſenfeſt in Wort und Tat :|:
Entlarvt des Heuchlers finſtres Brüten!
Verflucht der Selbſtſucht Schlangenſinn!
Nur Menſchenglück ſey euch Gewinn!
Verlachet der Deſpoten Wüthen!
Ehrfurcht vor dem Geſetz,
Vor Tugend und vor Recht,
Das ſchwört! das ſchwört!
Dann ſegnet euch das künftige Geſchlecht.

Schön iſts, die Freiheit zu erringen,
Doch wißt: ſie will erhalten ſeyn,
Es reicht nicht hin, ſie zu beſingen,
Sie fordert Opfer ſtark und rein :|:
Hört auf der Wahrheit Freundesſtimme:
Reicht niedern Schmeichlern nie das Ohr.
Hebt frei die Stirn im Kampf empor,
Bebt nie vor der Tyrannen Grimme,
Vertrauet feſt auf Gott!
Weicht niemals feig zurück!
Vorwärts! vorwärts!
Am Ziel belohne Freiheit euch und Glück.

Auch Baſelſtadt hatte ſeine ſtreitbaren Poeten; ſeltſam iſt dabei, daß der bemerkenswerteſte kein geborener Stadtbasler war.

Der erſte leichterrungene Sieg der Stadtbasler unter Oberſt Wieland in den Tagen des 13.—15. Januar 1831 wurde verherrlicht durch ein originelles Drama, „Die Revolution". [23]) Sein Verfaſſer, der unter dem Pſeudonym Demius auftrat, war Karl Guſtav Jung, Profeſſor der Medizin in Baſel, [24]) einer der wenigen Reichsdeutſchen, die wir in dieſen Federkämpfen auf der konſervativen Seite antreffen. Der geiſtvolle Mann hatte als Student in Heidelberg zu den Füßen des Kantianers Fries geſeſſen und ſpäter in Berlin im Hauſe des Buchhändlers Reimer eine zweite geiſtige Heimat gefunden. Dort genoß er im Verkehr mit Schleiermacher, de Wette, Tieck u. a. die mannigfaltigſten Anregungen und geriet politiſch ganz unter den Einfluß des Reſtaurators Haller. Eine ſeltſame Ironie des Schickſals, daß gerade er, als der Demagogie verdächtig, 13 Monate lang in der Hausvogtei ſchmachten mußte, um ſchließlich ohne Urteil entlaſſen zu werden! Trotz dieſer übeln Erfahrungen mit dem alten Polizeiſtaat erweiſt ſich Jung in ſeinem „Originaldrama" als warmer Verteidiger des Hallerſchen Gottesgnadentums, für das er außerordentlich pathetiſche Worte findet

indes er gleichzeitig das Pathos der Andern nach Möglichkeit verhöhnt. Das Stück, im Grunde eine Auseinandersetzung zwischen historischem Recht und Naturrecht und nebenbei eine Abrechnung mit einem politischen Gegner nnd akademischen Kollegen, Prof. Troxler[25], der hier als Dr. Omnibus den spiritus rector der Revolution darstellen muß. Das Ganze gibt sich als keck hingeworfene Improvisation in allen möglichen Versmaßen, unterbrochen von bald hagebuchener, bald shakespearisch witzelnder Prosa — eine romantische Spielerei, die dem Dichter augenscheinlich Spaß gemacht hat. Natürlich reden gerade die hohlsten Köpfe am feierlichsten; die prächtigen Anapäste schlottern an den Jammergestalten herum, wie das Prunkgewand an der Bohnenstange. Schade nur, daß der Dichter diese Wirkung etwas beeinträchtigt, indem er auch die Vertreter seiner Weltanschauung mit einer gelegentlich etwas hohlen Rhetorik auftreten läßt, natürlich in der Meinung, das wahre Pathos vor dem falschen auszuzeichnen.

Der Inhalt des Stückes ist sehr einfach. Im ersten Aufzug wird die Revolution auf dem freien Platz von Lichtstall (Liestal) durch Glanzvoller (Notar Gutzwiller von Therwil, den Führer der Landschäftler) und seine, den Chor darstellenden politischen Freunde, Kapitän Praller (Hauptmann von Blaarer) u. a. pomphaft angekündigt. Auch einige Nichtbasler gesellen sich dazu; in ihnen erkennen wir unschwer die Hauptvertreter der damaligen liberalen Presse; der „Bote" ist Heinrich Zschokke in Aarau („Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote"), der „Hirt" Dr. Meyer in Trogen („Appenzeller Zeitung") und der „Staatsrath" Paul Usteri[26] („Neue Zürcher-Zeitung"), der greise Vorkämpfer der Zürcher Liberalen. Die drei bringen Nachrichten von Gesinnungsverwandten und ermuntern zur Revolution.

Eine Volksversammlung, die zu diesem Zwecke einberufen worden, benimmt sich möglichst tölpelhaft und läßt den feierlichen Sprecher der Stadtbasler unverrichteter Dinge abziehen, nachdem er den Bauern u. a. folgendermaßen ins Gewissen geredet:

... „Ein weiser Bauer häuft das Korn im Speicher;
Kränkt das des Tagelöhners Menschenrechte?
Ein Andrer wird durch das Gewerbe reicher,
Und wieder ärgert sich der Träge, Schlechte;
Gern theilte er die fremden Schätze gleicher,
Ja selbst zu Herren machten sich die Knechte.
Das Recht verbleibt in des Besitzers Händen,
Die Liebe nur kann freie Gaben spenden.

. . .

Doch daß die Rechte alle Rechte bleiben,
Daß abgemarkt des Landes Aecker blühen,
Daß alle Triebe ihre Sprossen treiben,
Daß aller Liebe Früchte golden blühen,

Daß nicht die Willkühr mag Gesetze schreiben,
Daß scheitere der Frevelnden Bemühen,
Ward Herrschermacht, umstrahlt von Gottes Lichte
Und Gott nur ladet einst sie zum Gerichte.

— — — — — — — — —

So komm' ich her, um euch zur Pflicht zu mahnen,
Die Wunden bindend, welche blutig klaffen;
Der Todesengel rauscht in diesen Fahnen,
Nicht Recht, nur Unheil kann das Unrecht schaffen,
Rathschlagen dürfen nicht die Unterthanen,
Die treuen Bürger tragen keine Waffen.
Werft sie hinweg! Gehorsam und Vertrauen,
Nicht Meuterei, kann Republiken bauen"

Der zweite Aufzug bringt den Kampf und die jämmerliche Niederlage der Landschäftler, deren Helden sich natürlich kläglich benehmen und schließlich mit der Kasse das Weite suchen. Im dritten ereilt sie die Nemesis. Vor den Richter geführt, erwarten sie den Tod am Galgen; da rettet sie das Bekenntnis des Dr. Omnibus, daß sie alle, er selbst eingeschlossen, Figuranten, seelenlose Schatten, „Nicht-Iche" seien, folglich auch nicht gehängt werden können. Hochpathetisch schließt der Dichter mit den Worten des Richters, der sich ans Publikum wendet:

Ich, Männer, habe Euch gezeigt die Larven,
Von denen keine wußte, was sie wollte;
Ihr hörtet nichts, als aufgespannte Harfen,
Darin der Wind sich fing, und spielt und grollte
Und Töne schuf, die lockenden und scharfen,
Wie er zu Eurer Lust sie schaffen sollte;
Schauspieler nur, und stets von Wind begeistert,
Wenn sie den Staat, wenn ich sie hier gemeistert.

Nicht wähnt, es gelte Jenen oder Diesen,
Ob auch das Spiel nach einem Ort sich nannte.
Wie konnt' ich mir ein solches Ziel erkiesen,
Da andres Feuer mir im Busen brannte?
Die Zwerge nicht, ich wählte mir den Riesen,
Er ist es, den ich auf die Bühne sandte;
Der Geist der Zeit, der jetzt in hohlen Phrasen
Aus Westen schnaubt, und macht sie alle rasen.

Sein waren die buntscheckigen Gestalten,
Die ihr geschaut im wechselnden Gedichte.
Frei ob dem Stoffe durfte Dichtung walten
Und höhern Sinn verleihen der Geschichte;
Nur ihre Waffen haben sie behalten,
Und ihre Lehren, daß ich sie vernichte.
Wir spielen in dem Schein mit Schwank und Scherzen,
Das Wesen richtend mit zerrißnem Herzen."

Die Antwort von landschäftlerischer Seite ließ nicht lange auf sich warten. Als Oberst Wieland zum zweiten Mal mit 2000 Mann gegen Baselland auszog

und diesmal sogar Liestal besetzte, wurde er von den massenhaft zusammengeströmten Landleuten zum Rückzug genötigt. Bei dieser Gelegenheit geschahen vonseite der Stadtbasler bedenkliche Ausschreitungen, denen auch einige Wehrlose zum Opfer fielen. An diese Ereignisse vom 21. August 1831 erinnert „Die Revolution von Basel", komitragisches Heldengedicht von Demius dem Andern.[17]) Schon das Pseudonym verriet, daß dieses Epos eine Antwort auf das Jungsche Drama darstellen sollte. Hinter diesem zweiten Demius verbarg sich der junge Zürcher Literat Jakob Reithard — urspr. Reithaar. Im Jahr 1805 zu Küßnacht geboren, hatte sich Reithard in Yverdon zum Lehrer gebildet, war dann in Chur, Wädenswil und Glarus pädagogisch tätig gewesen und weilte nun seit dem Frühling 1831 als Journalist in Zürich. Der geistig außerordentlich bewegliche Mann stand damals noch in der vordersten Reihe der radikalen Stürmer und Dränger, für die er später so bittere Worte gefunden. Seinem neuen literarischen Unternehmen, dem „Schweizerischen Merkur" hat er mit dem derbkomischen Epos jedenfalls eine große Zahl dankbarer Leser erobert — auf den Beifall der Konservativen mußte er freilich verzichten. In der Kampfweise der beiden Gegner spiegelt sich der soziale Unterschied der Parteien wieder: es ist ein Duell zwischen Stoßdegen und Knüttel. Wenn wir bei Jung Anklänge an die Sprache von Aristophanes und Shakespeare finden, so folgt Reithard dem bedeutend niedrigeren Gestirn von Alois Blumauer. Dafür ist er an drastischer Wirkung dem Gegner entschieden überlegen. Man höre z. B. die Schilderung der Stadtbasler zu Eingang des Gedichtes:

Die Alten tragen noch den Zopf;
Die Jungen Titusschöpfe;
Denn diese sind, vom Fuß zum Kopf,
Geborne steife Zöpfe.
Dann gibt es eine große Zahl,
Die läßt zur Schulter allzumal
Das Haupt herunter hangen.

Das ist die allerfrömmste Schaar,
Die je umher gekrochen;
Ihr wird der böse Sündenstaar
Mit jedem Tag gestochen.
D'rum schütteln sie ein ganzes Meer
Von Sündenschuppen um sich her —
Die nennen sie Traktätlein.

Doch selbst ihr frommer Taubenblick
Flammt jetzt von wildem Hasse;
Sie rennen alle Stück für Stück
Gewaffnet durch die Gasse;
Die ganze Stadt ist in Allarm
Als wär' in einen Judenschwarm
Ein Sack voll Speck gefahren.

Voll boshaften Witzes sind die Wortspiele, mit denen der Dichter seine Personalschilderungen würzt:

Sieh Diesen! Comme il *passe avant!* [28])
Das ist der Blücher Babels;
Ihn hemmt zwar sein Kaninchengang,
Ihn beugt die Last des Sabels:
Auch nennt der Neid ihn pas-savant!
Doch wer zum Gardenchef sich schwang
Durch Geld — was braucht er weiter?
— — — — — — —

Und Geiger [29]) — — Gott behüte, daß
Ich dich der Welt verschweige!
Du spieltest sonst den Bauernbaß
Und jetzt die Städtergeige.
Hoch! Dreimal selig ist der Mann,
Der alle Geigen geigen kann
Und alle Pfeifen pfeifen!

Und du, o Bein, du schönes Bein! [30])
Du Sohn vom Eselsknochen,
Mit dem einst Simson ganz allein
Des Feindes Macht gebrochen.
Ach, wär ich Bürgermeister nur —
Dir müßte traun die Professur,
Um die du buhlst, nicht fehlen.

Den wunderlichen Seitensprüngen einer grotesken Phantasie zu folgen, mit der Reithard seine Leser in Spannung erhält, würde zu weit führen. Dem Hang zum Skurrilen, der auch später noch oft bei ihm durchbricht, hat er hier die Zügel schießen lassen. So in der Szene, wo er den stadtbaslerischen Oberfeldherrn auf offenem Feld von einer Kolik befallen läßt, worauf eine Klystierspritze in Aktion tritt und allerhand politische Unverdaulichkeiten zutage fördert: einen Hahn aus dem Thurgau, [31]) einen Usterapfel, [32]) St. Galler Wurst, freimütiglich [33]) gepfeffert, Emmentalerkäs aus Burgdorf, [34]) Therwiler Apfelwein, [35]) saurer Kölner [36]) und Arlesheimer.

Wir werden Reithard einige Jahre später in einem andern Lager finden.

In den übrigen Kantonen, wo die Volksbewegungen einen weniger leidenschaftlichen Charakter trugen, schlug auch die politische Muse einen gemütlicheren Ton an. So schildert ein Solothurner Volkslied mit derbem Humor die Volksversammlung zu Balsthal vom 22. Dezember 1830 und die vergeblichen Versuche der geschlagenen Partei, wieder obenauf zu kommen:

Balsthaler Volksversammlung. [37])

Im Winter bi dem chalte Schnee —
ha mir Lebtig nüt so gseh —
si mir uf Balsthal gfahre;
Die alte Herre z'Soledurn
hei gseit: Die Donners Narre!
Dirlum dei und so mues es sei!

Zweitufig flön es do parat —
jede meint, er chömi z'spat —
der Munzinger [38]) uf der Stäge:
die alte Herre müeße weg,
me nimt si bi de Chräge!
Dirlum u. s. w.

D'Schwarzbuebe [39]) hei Schnaps mit gno —
keine isch ja süsch derl cho —
si tüe de Gäuere [40]) winke:
he juhe, iez mueß es si!
Das Ding wird welle stinke.
Dirlum u. s. w.

Und wo die Gsetz si alli gmacht,
heißt es do: zur guete Nacht!
D'Schwarzbuebe si do gloffe
bis go Mümliswyl i's Dorf,
hei Stei i' d'Senster gworfe.
Dirlum u. s. w.

Zwei Johr hei si g'arbeitet dra,
gmacht e jede, was er cha;
mit Chnüttle und Pistole
hei si wieder welle cho,
die alte Rechte z'hole.
Dirlum u. s. w.

Si hei so Zämekünfte gha —
's isch nen aber gäng uscho —
si usen is Dütschland gfahre;
wo si wieder ume chöme
si si die gliche Narre.
Dirlum u. s. w.

Dir guete Lüt, jez het's ech gfehlt,
heit das Hoor der letz Weg gstrählt;
strählets dir grad use
und löt das Ding jez ruehig si,
süsch mueß er no go muse.
Dirlum u. s. w.

Dir chömed nümme meh a's Brett —
oder es gäb tüflisch Chläpf —
und löt das Ding jez gelte;
mi ma ja höre, wo me will,
so hört me nüt as schelte.
Dirlum dei und so mues's sei!

Aus dem Aargau ist namentlich der Vierzeiler berühmt geworden, mit dem man am 12. Dezember 1830 den wackern Schwanenwirt Sischer von Meerenschwand begrüßte, wie er als Sührer der Sreiämtler nach unblutigem Sieg über die Regierung heimkehrte:

Gerettet ist von Druck und Schand
Unser theures Vaterland,
Durch Herrn Sischers Heldenhand
Schwanenwirth von Meerenschwand.

In Bern, wo die Gebrüder Schnell mit Umsicht und Besonnenheit den Volkswünschen eine gemäßigte Bahn wiesen, grollte zwar das Patriziat, ergab sich aber einstweilen mit der ihm eigenen Würde in sein Schicksal.[41])

Einige freilich mochten bei sich denken, was der gelehrte alte Sonderling Franz Ludwig Haller von Königsfelden mit seiner gewohnten Ungeniertheit aussprach:

Volks-Souveränität im Schweizerland 1831.[42])

„Man spielet, wie männiglich bekannt
Jetzt auch viel Comödie im Schweizerland,
Prunkt mit neuen Constitutionen,
Posaunt die Freiheit der Nationen,
Spricht viel von unverjährbaren Rechten,
Von Patriziern, von Tyrannen und Knechten!
Da werden Verfassungs-Räthe errichtet,
Zu Sprechern für das Volk verpflichtet;
Doch kommt es nun zum Abschluß, — sofort
Hat der Janhagel allein das Wort!
Kein Ehrenmann darf zu räuspern wagen,
Flugs wird ihm über das Maul geschlagen!
Als jüngst nun von solchem Fasnacht-Spaß
Ein Pröbchen man im Wirthshaus las:
Da erhob sich vom Stuhl ein Bäuerlein
Und sprach: „Möcht nicht so ein Rathsherr seyn!
Kömmt mir wahrlich nicht anderst vor
Als — mit Respekt — mein Hinterthor!
Das Ding da, lieber Gevatter Grimm,
Hat ebenso auch Sitz und Stimm!
Doch läßt sichs hören — Spott und Hohn
Hat unser einer nur davon!
Und willst du vollends Druck-Freiheit haben,
Kannst andern und dir die Hosen schaben,
Da mit der neuen Volkssouveränität
Verschwunden ist das letzte Sekret.

Den Volkssouveränitäts-Sprechern und
Doktoren Paulus Usterj in Zürich,
Casimir Pfiffer in Luzern und
Mayer in Trogen
zugeeignet von einem Volksfreunde."

Die Stimmung der großen Masse den einstigen Herren gegenüber mag ungefähr wiedergegeben sein in den gutmütigen Schlußversen des Gedichtchens „Mir wei für d'Freiheit stimme:"[43])

Die's Volk so hei am Bändel g'führt,
Die syn ihm us em Chratte;
Es trouet dene wo's hei g'schnürt,
Nit meh, wie's Chind dem Atte.
Doch zieh' si endlich d'Hörner y
U wei si treui Bürger sy:
So Sölig lōu mer gelte.

Weit entfernt von der grimmigen Art, mit der anderswo gegen „Aristokraten", „Junker" und „Vorrechtler" gedonnert wurde, waren auch die lustigen Dialoge, in denen ein Anonymus im „Burgdorfer Volksfreund", dem Organ der Schnellenpartei, Szenen aus dem Patrizierleben darstellte. Milieu und Sprechweise der damaligen bernischen Aristokratie sind darin so getreu wiedergegeben, daß sie auch als Kulturbilder Beachtung verdienen. Wir geben im Folgenden eine Probe:

Das Ding wofür es keinen Namen gibt.[44])

Säg m'r doch, was für ne Schminggel ist gester mit dr vom Chilchhof
Cho, wo de du so gschwind i d'Junkeregaß hesch ygschwenkt?
Mauvaise façon het er de g'ha, i muß der's bekenne,
Wahre Studentegattig; was isch's o für nes Subjekt g'sy?
Und risquirt me villicht no jetz de le rencontrer chez toi?
-- Nei 's isch doch gignonant, daß du grad hesch müsse d'rzue cho!
Allimahl widerfahrt's, wenn i gern incognito sy möcht,
Daß mini Connaissances mir just i Weg ine laufe.
— Qui était-ce? 's wird öbbe e'n Usgwichne gsy sy;
Los, du söttist di nit mit settige compromittire.
— Kei Flüchtling, oh nei, mon cher, zwar frylich e Dütsche:
Aber i will Ech zelle, wie m'r zu ne n'andre cho sy.
's isch e connaissance enfin vo Göttinge nache,
Die-n-i fatalerwys nit ha abschüssele chönne,
Wil er mir agrönnt isch und bec à bec a mi gschosse.
C'était trop tard de l'esquiver: il fallait, tu comprends,
Faire bonne mine; i ha ne e chli i de Straße
Ume g'führt und ihm gseit, 's syg mir leid, daß i just müß verreise
Morn mit d'r Post, wil d'Frau scho bereits am Ypacke sygi;
Sünsch hätt's mi g'freut, ne by n'is z'gseh; voilà toute la chose.
Machet d'ruus was d'r weit: er isch bald druuf wieder verreiset,
Et nous en sommes quittes. Im Uebrige müßt d'r wüsse,
Daß i ne nit so civil empfange hätt', wenn i nit großi
Obligatione n'ihm schuldig wär gsy vo Göttinge nache,
Wo m'r ung'mein liirt sy g'sy und er mehreri Dienste
M'r het erwiese, die eim nit liecht en andere tha hätt'.
Er isch vo guetem Huus und het vorzügliche Studie
G'macht, auch ha n'i dur ihn e Mengi Recommandatione
Profitire chönne par lesquelles je me suis lancé.
Churz nous étions liés zur Zyt. Zwar schwitzt me das alles
Liecht wieder us, doch was cha me d'rfür, daß ein d'Lüt wieder kenne?
Und wie g'seit, i ha mi unmöglich chönne verläugne.
— Nu, du hesch is jetz edifizirt, i begryfes vollkomme.
On n'est jamais à l'abri de tout, mir selber isch's öfters
Scho begegnet und 's isch precis, wie wenn is es Fatum
Oft im dümmste Moment e'n importuni Bekanntschaft
Zuche brächt, die m'r hundert Stund wit glaube und wünsche.
— Oui, c'est vrai, und z'Bern isch settigs um so fataler,
Als me hie nit incognito cha mit Öbberem leiche.
J d'r Frömdi macht's nüt, es quatrième zum boston
Us em tiers état z'näh, mit Bürgerliche n'es assaut
Z'zieh und vom e ne Schminggel sich öppe lah z'sekundire,

Oder mit emé Burger vo hie misère z'mache.
D's Sprüchwort seit: mi müß si mit dem Holz wärme wo da sy.
— Ja, und erlaub mir's z'säge, die ewige Diskussione,
Die mir unter e'nandere hei uf Akademien,
Vo üse Societäte und vo dene Töchtere und vo
Mariages und vo d'r nächste Burgereb'satzig,
Sy oft so taedios, daß me ma foi gern öppis Neu's g'seht,
Und à force de bailler sich mit Plebejere ylaht,
Ohni witers z'denke, es werdi e Consequenz sy.
Aber, was hesch welle säge? Du hesch di phrase nit usgmacht.
— I ha g'seit, i d'r Frömdi macht's nüt, sich mit allerlei Lüte
Abz'gäh, wenn si scho öppe vo chlynerer Extraktion sy.
Aber z'Bern! ja das isch de ganz en andere Casus.
Z'Bern luegt me eim uf d'Yse, mit wem me laufi und gangi,
Und da g'spasset me nit mit Liaisons, da cha sich eine
Bald einisch d'Finger verbrönne bi üser Caste mit g'meine
Connaissances, mit dene me liecht fatali Conflikte
Ueberchunt, und bsunders über politische Grundsätz.
Z'Bern verzieht me eims nit so ne Burger z'frequentire,
Und hätt' me hundertmahl z'Göttinge mit ihm es Whist gmacht.
— Und de, die Töchtere erst, potz tausend, was für e Lärme
Mache die, daß me nit i syr wahre Färe müß z'blybe.
Ma foi, i glaube, es chönnti es mariage rumpiere,
Wenn d'épouse vernähm, daß ihre künftige époux
Liaisons hätti vo Dütschland her, mit dene me G'fahr lief,
Daß eim einisch e Schminggel à l'improviste i d's Huus chäm . .

Der Schicksalstag der neuen Regierung war der 27. Juli 1834, da eine Gesellschaft von etwa 150 deutschen Handwerkern vor der Kaffeewirtschaft zum Steinhölzli bei Bern den deutschen Fürsten den Krieg erklärte. Das Ereignis führte zu drohenden Reklamationen Oesterreichs, Rußlands und Preußens gegen diesen „höhnenden Akt" und zu der plötzlichen fremdenfeindlichen Wendung in der Politik der Brüder Schnell, die eine Hauptursache zu ihrem Sturz geworden ist. Uns mag hier namentlich die Stimmung der deutschen Arbeiter interessieren, die uns aus den Liedern zum Steinhölzlifest entgegentönt. Es war die Zeit, da der Sozialismus noch in utopistischen Träumen lebte und der rationalistische Glaube an die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur noch nicht aufgegeben war. Noch wußte man nichts von den Gesetzen einer mit ehernen Notwendigkeit fortschreitenden wirtschaftlichen Entwicklung, wie sie Marx später entdeckt zu haben glaubte, noch verschwand der Einzelne nicht in der Masse, man suchte und fand noch persönlich Verantwortliche. In Fürsten und Pfaffen sah man die einzigen Hindernisse der Freiheit, in der Republik das Allheilmittel. So unreif, ja kindlich uns diese Gedankenwelt heute erscheint, zur poetischen Gestaltung eignete sie sich jedenfalls besser als der grundprosaische Marxismus. Verschwommen und unklar freilich waren die letzten Ziele dieser revolutionären Poeten, deutlich nur ihr grimmiger Haß gegen „die alte Herrscherzunft".

Davon zeugen die beiden Lieder, die am Steinhölzlifest verteilt und gemeinsam gesungen wurden. Das eine beginnt:

Gerechtigkeit, laß deine Fahnen wehen
Hoch über Schutt und Blut!
Der Völker Aug' soll dieses Zeichen sehen
Gepflanzt von Rächermuth.

Der Dichter schwelgt in der Vorstellung des sichern Sieges:

Schon liegt zerstört mit allen ihren Schätzen
Die alte Herrscherzunft.
Wir wollen kühn auf Asch und Trümmer setzen
Den Tempel der Vernunft.

Stählt eure Brust, um rühmlich auszuharren,
Von keiner Furcht bewegt:
In Schande soll das welke Herz erstarren,
Das nicht der Freiheit schlägt.

Wer brüderlich im Land der Brüder lebet
Der theilt ein gleiches Heil,
Den Kopf, der frech sich aus dem Volk erhebet,
Den trifft des Volkes Beil.

So singen wir und dienen voll Beschwerde
Dem künftigen Geschlecht,
Und unser Sieg verkündet auf der Erde
Erkanntes Menschenrecht.

Das zweite Lied „Die Farben der Deutschen" preist die schwarz-rot-goldene Fahne:

Drei Farben sind dem Deutschen werth,
Die durch die Welt ihn führen;
Der Farben drei nächst seinem Schwert
Am würdigsten ihn zieren.

Schwarz sey der Trauer ew'ge Nacht,
Die rings ihn soll umgeben,
So lang er unter Fürsten-Macht
Fortführt sein Sklavenleben.

Roth sey der Flammen dunkle Gluth,
Die rings er will entzünden
Auf Thronenschutt, mit edlem Muth
Der Freiheit Reich zu gründen.

Gold sei der heil'gen Wahrheit Licht,
Die rings er will verbreiten,
Daß finstrer Pfaffen Lüge nicht
Mehr hemmt den Gang der Zeiten.

Hurrah! Wo die drei Farben wehn,
Ihr Deutsche in die Reihen,
Den Fürsten kühn entgegengeh'n,
Die Völker zu befreien.

Auf diesen Ton gestimmt waren auch die Lieder des aus Schleswig stammenden Abenteurers Harro Harring[45]), der einige Jahre in der Schweiz sein Wesen trieb, nachdem er sich in der Rolle eines philhellenischen Theaterdichters in München, eines Quartiermeisters der polnischen Emigranten in Straßburg (mit der Krakusenmütze auf dem Haupt), endlich des poetischen Geschichtsschreibers des Savoyer-Zuges versucht hatte. Nun lebte er eine Zeit lang auf Kosten eines gutmütigen Gönners in einer Villa bei Biel und malte, wie Gustav Freytag erzählt, „in Oel undeutliche Bilder seiner Hauswirte, denn er war noch lieber Maler als Dichter." Seine Gedichte erfreuten sich unter den deutschen Handwerkern großer Popularität. „Seit 1833" — sagt Karl Marr — „trug jeder Arbeiter die Gedichte Harrings im Felleisen mit herum." In einem 1832 entstandenen Gedicht in dramatischer Form „Die Völker" klagen die Vertreter der geknechteten Nationen einander ihr Leid und fordern sich gegenseitig zur Rache auf. Auch der Schweizer ist keineswegs zufrieden mit seinem Vaterland:

„Wird die Zwietracht doch durch Fürstenthrone
Auch genährt im freien Schweizerland;
Schmücken die Vertreter der Kantone
Sich doch auch mit fremdem Ordensband!
Treten zum Altar mit bunten Orden,
Wenn die Pflicht für's Vaterland sie ruft,
Während daß sie dort berufen werden,
Weil ein Ahnherr modert in der Gruft,
Der ein reichlich Erbgut hinterlassen!
So kann nimmermehr die Schweiz bestehn.
Eh' Helvetiens Feinde nicht erblassen,
Klingt der Heerden läutendes Getön
Unsrer Freiheit nur als Grabgeläute,
Und zur Oede wird die reichste Flur,
Seit Verjährung unser Recht entweihte,
Frech, im Widerspruch mit der Natur."

Ein viel harmloserer, auch poetisch begabterer Geselle war der ehemalige Frankfurter Lehrer Wilhelm Sauerwein[46]), von den Freunden „Essig" genannt, dessen köstliches Lied „Wenn die Fürsten fragen" noch heute von Studenten in vorgerückter Stunde gesungen wird. Mit wehmütigem Humor trug er das Los des mittellosen Flüchtlings, das auch in der Schweiz nichts weniger als glänzend war. Denn weder in Baselland noch in Bern, wo er sich mit Zeitungsartikeln und Uebersetzungen durchzuschlagen versuchte, wollte ihm das Glück blühen. Wie beneidete er da die Mutzen im Berner Bärengraben:

Es walten Bärenfreunde
Für sie mit Zartgefühl.
Im Schutze der Gesetze
Stehn gar die fremden Petze
Im heiligen Asyl.

Ihr Bären, schwarz und weiße,
Jetzt schweigt und brummt nicht mehr.
Bei jenem Bärengraben
Will ich's geschworen haben:
Ich wollt' ich wär ein Bär.

Gutmütiger hat wohl noch nie ein Poet den Gegensatz zwischen Poesie und Polizei besungen, als dies Sauerwein tut in seinem Gedicht:

Der Flüchtling am Stadtthore.

Das Abendroth, das dorten glüht,
Die Blume, wo und wie sie blüht,
Der Vogelsang im grünen Wald,
Der Mädchen liebliche Gestalt,
Die Welt ist mein, ich bleib dabei —
Was will nun mehr die Polizei?

Die Wolke, die dort oben steht,
Ward grad wie ich hieher geweht.
Sie schwimmet, glänzet und macht naß,
Und niemand fragt nach ihrem Paß.
Ich bin wie sie so leicht und frei —
Was fragt denn nun die Polizei?

Dies Himmelsblau ist mir bekannt;
Auf diesem Weg bin ich gerannt;
Ich hab vom Thal bergauf gestrebt
Und immer von der Luft gelebt;
Und niemand zweifelt, daß es sei —
Was brummet denn die Polizei?

Ich gehe hin, wo mir's gefällt;
Ich such' das End der Narrenwelt.
Darf ich nicht euer Nest durchziehn,
Schlagt mir 'ne Brücke drüber hin.
Gott wahre mich vor Plackerei
Und vor der lieben Polizei.

Zu denen, welche die schlimmsten Erfahrungen mit der schweizerischen Polizei machten, gehörte der originelle Schneider und kommunistische Wanderprediger Wilhelm Weitling, der sich seit 1841 die Schweiz als Arbeitsfeld auserseheh hatte. Im Jahre 1808 zu Magdeburg geboren, war er auf seinen Wanderfahrten nach Paris gelangt; die Schriften von St. Simon, Fourier, Cabet, die er dort kennen lernte, regten ihn zu einem eigenen Büchlein an: „Die Menschheit, wie sie ist und wie sie sein sollte" (1838). Hier sowohl wie in dem wunderlichen „Evangelium eines armen Sünders", in dem die Lehre Jesu kommunistisch umgedeutet wird, zeigt er gelegentlich große rhetorische Begabung. Die letztgenannte Schrift wurde sein Verhängnis. Als er deren Druck in Zürich vorbereitete, wurde er am 9. Juni 1843 verhaftet und zu zehnmonatlichem Gefängnis und fünfjähriger Landesverweisung verurteilt. Preußen, dem der Flüchtling nach Verbüßung seiner Strafe ausgeliefert wurde, bereitete der Zürcher Regierung die

Beschämung, ihn laufen zu lassen; er schloß sein wechselreiches Leben 1871 in New-York. An seine Haft in Zürich erinnern die „Kerkerpoesien".[47]) Eine Strophe aus dem Gedicht „Die Nacht" (im Januar 1844) mag beweisen, daß in dem Schneider ein wirklicher Dichter steckte:

Entschwunden ist die matte Tageshelle;
Mit starken Schritten naht die stille Nacht
Dem trauernden Gefangenen in der Zelle,
Der seinen Schmerz den stummen Wänden klagt. —
Indem ich täglich neue Träume mache,
Ist mir's, als ob ich einen Traum durchwache. —
Wie sonderbar! ein Traum geträumt im Traum,
Und selber Traum dies kurze Träumerleben,
Zu dem wir immer neue Träume weben
Und Welten bannen in des Kerkers Raum.

Auch ein politischer Träumer, der freilich keine Verse machte, der Prinz Napoleon, wurde 1838 die Veranlassung zum Sturz der Brüder Schnell, die wegen ihrer etwas eng-bürgerlichen Politik und ihrer Angst vor internationalen Abenteuern von den Gegnern als „Zaunsteckler" verhöhnt wurden. Als die französische Regierung in drohendem Tone die Auslieferung des Prinzen verlangte, sprachen sie für Nachgiebigkeit, sahen sich aber vom Großen Rat im Stich gelassen und dankten ab. In ihrem Gefolge hatte sich seit dem Frühjahr 1835 auch Reithard befunden; der bewegliche Mann war unter ihrem Einfluß aus einem leidenschaftlichen Radikalen ein gesetzter Vertreter des Juste-Milieu geworden und hatte als Redaktor des „Burgdorfer Volksfreund" sowohl gegen die „Vorrechtler" zur Rechten, als gegen die Deutsch-Michel zur Linken seine gewandte Feder geführt. Nun schrieb er, da seine Freunde und Gönner gestürzt waren, in seinem „Triumphlied der Vorrechtler"[48]) die gruseligen Verse:

Auf ihr Edeln! Nicht zum Sedeln
Ist jetzt Zeit: Die Nacht bricht an;
Schon gekräht hat unser Hahn.
Schaut um euch! rings wird es schwärzlich
Und der Teufel freut sich herzlich,
Denn die alten Zeiten nahn!

Seht sie schreiten diese Zeiten,
Mit dem Wanst, der feisten Wad',
Mit dem Zopfe steif und grad,
Mit dem Mantel, Degen, Kragen,
Leeren Kopf und vollen Magen
Und mit Galgen, Schwert und Rad!

Für Bern hat sich diese Prophezeiung nicht erwahrt; dagegen erlebte Zürich wenige Wochen darauf im Straußen-Putsch eine der seltsamsten, in ihren Beweggründen kompliziertesten Revolutionen. Die wirtschaftliche Notlage — eine Folge der veränderten Produktionsweise — die rücksichtslose Art, mit welcher der „Schwabe" Thomas Scherr als Seminardirektor mit dem alten Schulplunder

aufräumte, der Formalismus der neuen Rechtspflege, der frivole Lebenswandel und der Hochmut einiger leitenden Persönlichkeiten u. a. hatten im Zürcher Landvolk eine Mißstimmung erzeugt, die sich leicht zum Sturz der liberalen Regierung verwerten ließ. Zur Charakteristik der Zürcher Bauern jener Zeit hat Jakob Stutz (1801—1877)[49]) unstreitig das beste beigetragen. Aus dem Zürcher Oberland stammend, war der ehemalige „Männbub" (Gehilfe beim Pflügen) Weber und Hausknecht mit seinen Landsleuten, den „Kellenländern", aufs engste verwachsen und konnte so ihre Eigentümlichkeiten mit naturalistischer Treue wiedergeben; in seiner Freude am Drastischen hat er allerdings ihre Naivetät gelegentlich etwas übertrieben. Um so seltsamer ist's, daß er dem Jeremias Gotthelf seinen Naturalismus vorwarf. Ein politischer Dichter im engern Sinn ist Jakob Stutz freilich nicht, aber zur Erklärung des Straußenhandels sind einige Stellen seiner Schriften sehr wertvoll, weil sie die Anschauungen des Volkes in religiösen und Bildungsfragen getreu wiedergeben. Man ersieht daraus, wie die ganze Bildung des Landvolkes in der Religion wurzelte oder doch religiös gefärbt war, und begreift den Sturz einer Regierung, die die Fühlung mit diesem Volke völlig verloren hatte. Neben Zeugnissen einer echten, wenn auch etwas engbrüstigen protestantischen Frömmigkeit[50]), finden wir auch solche einer noch im Katholizismus wurzelnden Auffassung religiöser Dinge, wie sie uns auch in den gleichzeitigen Schriften Gotthelfs geschildert wird. Des Dichters Darstellungen sind um so glaubwürdiger, als er nicht Partei ergreift — nur wenn er den „Regenten" zwischendurch eins versetzen kann, tut er's mit Vergnügen, aber auch mit einem gutmütigen Humor. Von seiner lustigsten Seite zeigt ihn die lebendige kleine Familienszene — zugleich ein politisches Stimmungsbild — mit schalkhaft ironischer Schlußwendung:

„S'Züseli hät's Wohrechristetum verzehrt."[51])

Heiri und Chasperli.
„S'Züseli hät's Wohrechristetum[52]) verzehrt."

Vater:
„Was, was häts? — 's Wohrechristetum verzehrt?
Wo ist das Hundsvudchind? ich wills lehre
Goge Büecher verzehre.
Wo händ er das Buch? — Gib's Chasperli!
(er bringt dasselbe und der Vater durchblättert es.)
Das ist e großi Strof! Wie gseht das Wohrechristetum dri!
Meh as zeh Bletter sind drußuse
Und Mose häts, gwüß zum gruse;
Nei daß i au nid früehner cho bi.
Alles ist verrisse! D'Nächstteliebi,
Wohri Frömmigkeit, Demut und Eintracht,
Alles verzehrt und voll Mose gmacht.
Und wie's über d'Regente-n-ie Flecke ggäh hät!

Das ist e Strof wie das Blatt usgseht.
D'Verlümdig, der Eigenutz und d'Herrschsucht
sind no ganz,
Aber der Landsfride hät en Schranz.
Ach min Gott und Vater! Wie gsehts da afe dri,
Er hebet nu amene Sädeli!
Gib dei e chli Schlichti, i wille zämechläube.
Geistliche Anfechtungen sind no do,
Zank und Uneinigkeit hebed au no.
Aber was mi das Chind chönnt vertäube —
Gend d'Ruete-n-, i will em defür geh."

Chasperli (weinend):
„Jetzt hä mer kei Wohrechristetum meh!"

Mitten in die wirtschaftlichen Nöte des zürcherischen Oberlandes führt uns der „Brand von Uster".[51]) Die Verzweiflungstat einiger armen Weber, die am Ustertag 1832 im Beisein der festfeiernden Liberalen eine Fabrik in Brand setzten, wird uns hier im Entstehen geschildert. Der Gegensatz zwischen der Gemütlichkeit der alten Spinnstube und der bittern Not, die jetzt dort eingezogen ist, die hilflose Beschränktheit der armen Leute, die sich von der Regierung im Stich gelassen sahen und nun glaubten, mit einem Fabrikbrand die Webmaschinen aus der Welt zu schaffen — das tritt uns alles in einer Reihe äußerst lebenswahrer Szenen bald rührend, bald ergötzlich entgegen. Hier eine Probe:

Babel und Joggi:

Jetz wird's dänn doch emol los goh.
Z'Paris ist Revåluzion.
Sie händ de Künnig abg'setzt und furtgjagt.

Felix:

So gwüß, daß's Revåluzion mueß ge,
Sä dringt mä z'allererst uff das,
Daß d'Webmaschine müeßed furt.
Ich wette druf, 's stimmt Alles z'sämmen-i.
Sä lang mi dänke mag, isch mir
En Schrecke gsi, wenns gheiße hät, 's geb Chrieg,
Und jetz, verzih mer's Gott! freuts mi schier druf,
J gsehne scho, sust git mä-n-Eim kei Ghör.
Chunnt mä-n-au öppe zum e Herr,
Und chlagt mä si und säit, wie d'Sach jetz stöhnd,
Sä lachet's Eim nu us mängs mol
Und gheißts, mä sei halt dumm und kenni nüt.
Und schwätzet dänn, es cha's kein Mensch verstoh.
D'Schwiz stöhnd e so und so und de
Und diese Weg; mä müeß Maschine ha,
Sust chönnted mir gar nümme si.
Aech Larivari, Lumpegschwätz! Es redt
Halt Jede nu uf si Mühli, seb redt.

Babel:
Wött gern, es redti Eine so zu mir,
I schlieg ihm eidlich d'Hand is Mul.
Jo wohl mä müeß Maschine ha! — Ja nu
Kei Webmaschine, diftig geb's mira
Die ganz Welt voll, wenns gern will,
Das ist mer jetz äfange glich,
Mer chönnted doch no gst däbei

Joggi:
Wenn nu e so en Herr en einzigs Johr
Müeßt so es Lebe ha, wie mir eis händ,
I wette druf, er zündti miner Seel
All, all Maschine-n-a, wo's ume hät.
Wenn mir is schier gar tödet d'Wuche dur,
Verdienet Eis, wenn Alls abgrechnet ist,
En Franke, und dänn sött mä-n-uß dem lebe,
De Zins ge, Stüür und Brüüch und was so gitt.
Do cha mä si dänn wohl lo si däbi:
Esse-n-und trinke, was gut ist.
Und alti Lüt chönnd nu gar nüt meh thue.

Eine besonders drastische Figur ist der Schulmeister aus der alten Zeit, der mit der „neuen Lehr" nicht mehr zurecht kommt und eine etwas klägliche Rolle spielt. In der folgenden Szene stimmt er einen Choral an, dessen anzüglicher Text der traurigen Situation angepaßt ist. Der Schluß klingt wie eine Prophezeiung des Züri-Putsches:

Die Kinder.
Schuelmeister! wäger sing is au es Lied,
Mer händ fürwahr scho fast de Schloof.

Schulmeister.
Ach, i cha nümme singe. Ja, won ich
No jung gsy bi, do hän i Keine gfürcht.
Ja — aber wämme män äfa geg den Achzge ruckt —
Sän abet's scho — potz tusig Rad!

Mutter.
Dä chasch es jetzig no; stimm nu Eis a.

Schulmeister.
Ja nu, es ischt mer mede glych.
Großmueter, du singst au, häsch ghört?
Es fallt mer grad en Psalmen y, de gheißt:
„Hilf Gott, wie geht es immer zue,
Daß alles Volk so grimmet.
Fürsten und König, all gemein u. s. w."

Kinder.
Ja ja, d'Großmueter hät is de do glehrt.

Schulmeister (räuspert sich).
Nu dänn, so stimmed a und singed au
Rächt no de Worten und rächt no der Not.
Bi „Volk" gänd Achtig, dänn do chyt's
Mängmol e bitzli trurig, händ er's ghört?

Z' „Hilf", do goht's erschröckli langsam; aber
Z' „Grimmet" laufts halt zum en Erdewunder gschwind
Z' „Künigen" und „Fürste" goht's
Ganz trurig, trurig; — merket das!
Und wänn er dänn zu dene chönnd
Sä hauet mer 'trächt zie; dänket dra!

Nöppli.

Mer wänd sicho niehane, wänn's agoht.

Seine eigene Meinung legt der Dichter einem rationalistischen Schulmeister des benachbarten Dorfes Lichtenau in den Mund, der sich am Schluß zu den Leuten gesellt und ihnen auseinandersetzt, der Mangel an Schulbildung habe das ganze Elend verschuldet. Hören wir ihn selber in seinem prachtvollen Deutsch des damaligen modernen Schulmeisters:

Der Fremde.

Großvatter! Eun Güeti freut mich sehr.
Und wänn ich säge, daß 's mer da bi Eu
Rächt heimelig und trauli ist, so gschehts
Us Ueberzügig. Glaubet nüd,
Großvatter! daß de trurig Dorfall z'Uster
Mich etwa fürchten macht vor Eu.
Wohl han i die Zit her so vil, ach ja
So viel lieblosi Urteil ghört,
Und zwar vo Lüte, die no Bildig händ.
Zum Tadlen ist der Mänsch halt ebe gneigt,
Und leicht ist's dem, der nicht hinab
Will schauen auf die Ursach, auf den Grund,
Wie und warum die oder disi That
Begegnet und zur Reifi kommen sei.
Niemandem z'lieb, Niemandem z'leid
Red ich. Nur ein Punkt fassi ich in's Aug.
Wänn ich den Brand in Uster überdänk,
Und wer das Läbe diser Bergbewohner
Hier näher kännt und billig dänkt, de wird
Mit mir der glychen Ansicht sy.

Großvater.

Was wer dänn das wohl für en Punkt?

Der Fremde.

De Grund, Großvatter, heißt: Unwissenheit.
En böse schröcklich böse Geist. Er hat — —

Babel (einfallend).

Ja ja, de bös Geist hät vil Gwalt.

Der Fremde.

Er hat mit Nahrungssorg gepaart,
Den Brand in Uster angezündt.

Babel.

Ja emäl euser Mannen eidli nüd.

Großvater.

Ach, Babel, bis jetz still; dänn du
Verstohst de Ma jo doch nüd rächt.

Der Brand von Uster und sein trauriges gerichtliches Nachspiel hatten gezeigt, daß das Vertrauensverhältnis zwischen Volk und Regierung schon bedenklich gelockert war; da beging die Regierung den schweren Fehler der Berufung des radikalen Theologen David Friedr. Strauß und lieferte damit ihren Gegnern die gewünschte Waffe. In den leidenschaftlichen und höchst interessanten Debatten des Großen Rates vom Januar 1839 blieb zwar die Regierung Sieger; aber nun entstanden die Glaubenskomitees unter der Führung des aufrichtig frommen Fabrikanten Hürlimann-Landis von Richterswil und brachten die Massen in Fluß gegen die Berufung und ihre Urheber; eine bis dahin unerhörte Aufregung herrschte im Volk. Zu spät lenkte jetzt die Regierung ein und pensionierte den neuen Professor; unter dem Vorwand, man müsse bleibende Garantien haben, arbeiteten die Glaubenskomitees weiter, und am 6. September 1839 rückten der Pfarrer von Pfäffikon Dr. Bernhard Hirzel und sein betender Landsturm in Zürich ein und stürzten eine Regierung, deren großen Verdiensten erst eine ruhigere Zeit völlig gerecht geworden ist.

Aus dieser Zeit des „Straußenhandels" ist mir kein politisches Gedicht in die Hände gekommen, das der geistigen Bedeutung des Ereignisses irgendwie entspräche. Wohl aber geben einige bedenkliche Pamphlete Zeugnis von der unerhörten Giftigkeit des Hasses, der damals aufgewühlt wurde. Das Schlimmste dieser Art ist der „Eulenspiegel" für das Jahr 1840. Er nennt sich eine „Bilder-Gallerie der neuen Regenten im Kanton Zürich, geboren im Glaubensrausch des schmutzigen September 1839." Wüßte man nicht, daß das berüchtigte „Ölweib" und der „allgemeine Reichstag der Verleumdung" in Kellers „Verlorenem Lachen" aus der Zeit Alfred Eschers stammen, so müßte man glauben, der Dichter habe hier sein Vorbild gefunden. In Versen, so roh und gemein wie der Inhalt, wird über die politischen Gegner Gericht gehalten. Es ist ein regelrechter Verleumdungsfeldzug; Wahres und Falsches wird in diabolischer Weise vermischt, und wo die Anklage sich nicht offen hervorwagt, müssen Andeutungen nachhelfen. Natürlich erlebte der Kalender binnen kurzem eine zweite Auflage; die dritte, verhinderte der Staatsanwalt. Zur Kennzeichnung des Inhalts mag genügen daß auch der unglückliche Regierungsrat Hegetschweiler nicht verschont wurde, der bei dem hochherzigen Versuch, dem Blutvergießen Einhalt zu tun, tötlich verwundet worden war.[64])

Wohl die eigentümlichste Rolle spielte in diesem Aufstand der geistliche Führer des Landsturms, Pfarrer Dr. Bernhard Hirzel von Pfäffikon. Eigentlich Rationalist und theologisch nicht sehr weit von Strauß entfernt, war er doch ein Gegner des politischen und religiösen Radikalismus. Dazu störten eine unglückliche Ehe und Geldsorgen das seelische Gleichgewicht des von Natur schon leidenschaftlichen und zu gewaltsamen Taten geneigten Mannes; sie haben ihn schließ-

lich zum Selbstmord getrieben. So bot er dem politischen Gegner manche schwache Seite; das ist denn auch unbarmherzig ausgenützt worden.

In witzigem, aber auch cynisch-frechem Ton beschäftigt sich: „Ein schönes neues Lied" [55]) mit seiner Person. Es geht nach der Weise „Ich bin der Doktor Eisenbart" und hebt an:

Ich bin der Pfaff vom Kellenland!
    Videriribipumpum!
Kehr' unterobsi Stadt und Land,
    Videriribimbambum!
Kann machen, daß die Dummen geh'n,
    Videririri-Hureissassa!
Und daß die Leute gar Nichts sehn,
    Videririri-Pumpum!
Geboren in der Züristadt,
    Videriribipumpum!
Wo's noch so viele Zöpfe hat,
    Videriribimbambum!
Genoß ich von dem Sündenbaum,
    Videririri-Hureissassa!
Ganz frei von jedem Maß und Zaum.
    Videririri-Pumpum!

Der Verlauf des Kampfes wird wie folgt geschildert:

Und 's Doktor Rahnen Aufruhrbrief [56])
    Videriri...
Willkommen mir in d'Finger lief,
    Videriri...
Ich füllte mich mit Schnapps und Wein
    Videriri...
Und dacht: „Muß einmal 's Teufels sein!"
    Videriri...
Und als ich so vor Gott mich prüft,
    Videriri...
Hab ich sogleich dem Sigrist g'rüft;
    Videriri...
Er soll die Sturmglock' ziehen an
    Videriri...
Daß z'sammen laufe Mann für Mann.
    Videriri...
Da kamen dann die Glaubensböck'
    Videriri...
Mit Trüffeln, Gabeln und mit Stöck'
    Videriri...
Umgaben mich als Glaubensgard'
    Videriri...
Zum Marschall ich ernennet ward.
    Videriri...
— — — — — — — — — —
Da brach ich mit dem Haufen auf
    Videriri...
Stürmt in die Stadt im schnellen Lauf
    Videriri...

Zog n'über über d'große Brück
Videriri...
Kahn-Escher zog dem Feind in Rück.
Videriri...
Da aber hieß es plötzlich: „Halt!"
Videriri...
Den Rücken auf lief's mir ganz kalt,
Videriri...
Denn vor uns die Dragoner stehn,
Videriri...
Ganz martialisch anzusehn.
Videriri...
Der Uebel [57]) schrie uns zu: „Zurück!"
Videriri...
Da standen wir denn Stück für Stück,
Videriri...
Als plötzlich einer knallen ließ,
Videriri...
Ich glaubt', ich hange schon am Spieß.
Videriri...
Nun denn ihr Brüder in Christo!
Videriri...
So schüßet denn bim Mordio [58])!
Videriri...
So schrie ich ganz in Glaubensmuth
Videriri...
Wie man nur in Verzweiflung thut
Videriri...
Jetzt legt' ein Reiter auf mich an,
Videriri...
Da packt' ich einen Seitenmann,
Videriri...
Den schob ich eilig vor mich hin,
Videriri...
Drum ich jetzt nicht erschossen bin,
Videriri...

Zum Schluß heißt es:

Und komm ich einst vor d'Himmelspfort'
Videriri...
Und schickt mich dort St. Petrus fort,
Videriri...
So frag' ich nur nach Hürlimann,
Videriri...
Der g'wiß Quartier mir schaffen kann,
Videririri-Pumpum!

Unter dem Titel: „Sterne und Schnuppen aus der Götternacht in Zürich" [59]) läßt sich ein Epigrammatiker hören, dem augenscheinlich die Goethe-Schillerschen Xenien vorgeschwebt haben. Schon das „Vorwort" ist aber bedenklich hölzern:

Seien die Verse nun gut, oder schlecht, ich gesteh' es Euch neidlos:
Ja Ihr machtet auf Euch selber das best' Epigramm.

Inhaltlich und sprachlich am schlagendsten sind die Distichen, in denen von Straußens Verhältnis zu seinem Meister Hegel die Rede ist:

War denn die Sache so neu? Nein, Viele dachten dasselbe,
Doch zum Bekenntnis fehlt ihnen der männliche Muth.
Selbst der Meister vom Stuhl gab nur zweideutige Räthsel:
Aber der Jünger sprach offen die Lösung dann aus.

Weil Strauß das Geheimnis der Schule preisgegeben, hat er sich den Haß der einstigen Genossen zugezogen:

Daß die Mysterien aus und das Vornehmthun der Geweihten,
Diese verdienstliche Schuld werden sie nie dir verzeihn.

Melchior Hirzel, der im Erziehungsrat als Präsident den Stichentscheid für Straußens Berufung gegeben, erhält folgendes Lob:

Erst noch sah ich die „Länge"[60]) blos, nun seh' ich auch Größe:
Was du politisch gefehlt, hast religiös du gesühnt.

Dem Antistes Füßli, der im Schoße des Großen Rates als Erster gegen die Berufung protestiert hatte, wird mit einem bedenklichen Wortspiel zugesetzt:

Den kategorischen Imperativ des Namens erfüllst du
Treulich, denn Anti — stes heißt ja wohl: „tritt in den Weg!"

Sämtlichen „Antistraußen" der zürcherischen Geistlichkeit endlich gilt der Vers:

Geistliches Präservativ.

„Kommen darf und soll Er uns nicht, der neue Professor!"
Wohl gesprochen, ihr Herrn: „weit vom Geschütz wird man alt!"

Wie sich der Straußenputsch in der Beleuchtung eines deutschen Radikalen ausnimmt, zeigt die „Straußiade", ein Epos in neun Gesängen von Heinrich Elsner[61]). Der Dichter, der die Vorgänge augenscheinlich aus der Ferne beobachtet hat, aber über gute Gewährsmänner verfügt, steht noch weiter links als sein Landsmann Strauß; seine Verse sind gewandt und witzig, aber auch frivol, wie schon die Einleitung beweist:

Gar fromm war neulich ein Kanton,
Das Züri-Biet benamset;
Man hat sich um die Religion
Gewaltig drin gewamset:
Die Tagesatzung sah in Ruh'
Dem lustigen Spektakel zu
Vom großen Hotel Bauer.

O keuscher Held von Pfäffikon!
Zünd' an mich, daß ich glühe,
Und mit der nöthgen Devotion
Am Sturmglockstricke ziehe,
Auch schmiere mir die Salbung ein,
Mit Christi Sinn dir nachzuschrei'n:
„In Gottes Namen, Feuer!"

Ihr Glaubenshelden stärket mich,
Wenn ich den Säbel schleife,
Daß ich im Kampfe ritterlich
Zum Hasenpanner greife.
Und wenn der Feind vom Leder zieht,
O zeigt mir, wie man christlich flieht,
Je Hunderte vor Einem!

Euch Wetterfahnen fleh' ich an,
Sagt mir die Bibelsprüche,
Womit man überkleistern kann
Verrath und Schlangenschliche;
Gieb mir das Pech, du treuer Heß![62])
Womit man festet sein Gesäß
Am Burgermeistersessel.

. . .

Ich merk', ich merk', Begeisterung!
Dein Feuer fing ich Zunder ...
Doch soll ich euch in Ordenung
Besingen diesen Plunder:
So muß ich fangen vornen an,
Wie auf die Leda kam der Schwan,
Das heißt der Strauß nach Zürich.

Der zweite Gesang bringt eine Darstellung des „Lebens Jesu" von Strauß. Er beginnt:

Es war einmal ein Vogel Strauß,
Gelehrt als Mensch und Dokter,
Zu Tübingen im Musenhaus
Am Testamente hockt' er,
Wie oft ein deutscher Censor sitzt,
Den Kiel auf eine Zeitung spitzt
Und streicht und streicht und streichet.

So strich der kühne Repetent
Am protestant'schen Stifte
Das Beste aus dem Testament,
Und hing in blaue Lüfte
Den Offenbarungs-Glauben auf,
Und unsers Heilands Lebenslauf
Behandelt er als Mythus.

Von Strauß heißt es dann später:

Zwar will er die Unsterblichkeit,
Als Hoffnung, nicht negiren,
In Monologen, doch ihn reut
Noch sein Sophistisiren,
Das, schonend für den Zürcher Spieß,
Er achselzuckend drucken ließ
Im Mundtischen Freihafen.[63])

Am Schlusse dieses Gesanges fällt ein Kompliment für die Zürcher ab:

So bleibt uns von dem Saktum nichts,
Wenn wir dem Doktor trauen,
Als nur ein Flämmlein Dämmerlichts
Von Geistern anzuschauen.
Doch sind für's Evangelium
Des Geistes die Leute noch zu dumm,
Absonderlich die Zürcher.

Im dritten bis siebenten Gesang wird der Verlauf des Handels geschildert bis zum Sturmläuten des Pfarrers Hirzel. Von der Ausrüstung der Bauern heißt es dann:

Die Kreuzesfahrer waren euch
Gar seltsamlich gerüstet.
Zu diesem Donquixotenstreich:
Wer kaum der Stall gemistet,
Behielt die Gabel, rüstig nahm
Den Flegel, der vom Dreschen kam,
Der Rebmann schwang die Pfähle.

Der Schuster zog den kurzen Pfriem,
Die Axt ergriff der Schlächter,
Zur Waffe ward der Bratspieß dem,
Und dem ein langer Trächter;
Der Schütze langte seinen Stutz,
Den rost'gen Sabel zog zum Trutz
Ein kleiner Schweizer-Gardist.

Sehr drastisch wird erzählt, wie die Bauern nach der ersten Salve der Regierungstruppen die Flucht ergriffen:

So stoben auseinander jetzt
Die blinden Glaubensbengel,
Sie floh'n, als wären sie gehetzt
Von Legionen Engel:
Kopfüber rannten, stürzten sie,
Wie auf der Alp das liebe Vieh,
Wenn ein Orkan es fasset.

Der schob den Hut sich vors Gesicht,
Und jener eine Bibel,
Zusammensank ein armer Wicht,
Als er nur sah den Uebel,
Der mit Dragonern sprengte an:
„Erlöse, schrie man, sich, wer kann,
Von dieser siebten Bitte!"

Ei, Muse, sage mir, wie stritt,
Der angezünd't die Lunte?
— „Den Pfarrer Hirzel sah ich nit,
„Er blieb im Hintergrunde
„Und duckte sich; ein Paria
„Stand vor dem heil'gen Leichnam da,
„Die Kugeln aufzufangen."

Dem Fabrikanten Hürlimann.
Als knirschend er entstürzet,
Hätt' einen langen Vorderzahn
Die Kugel schier gekürzet.
Ein Weberlein schrie: „Das gilt nüt!
Die schüßed ja im Ernst uf d'Lüt!
Das hammer bim Eid nüd gmeint!"

Die Besiegten werden endlich vom Dichter getröstet:

Doch schrieb bereits ein Finger hin
Den neuen Belsazaren,
Sein „Mene Tekel Upharsin";
Es dräuen rings Gefahren. —
Drum, wack're Männer, hebet hoch
Die Häupter! Glaubt mir, es ist noch
Nicht aller Tage Abend!

Unter den Deutschen, die an den Septemberereignissen lebhaften Anteil nahmen, ist auch der Bruder des Seminardirektors Thomas Scherr nicht zu vergessen. Johannes Scherr (1817—1886) war als Dreiundzwanzigjähriger einer Einladung des Bruders nach Winterthur gefolgt. An dem Privatinstitut, das der gestürzte Seminardirektor gegründet hatte, begann er seine pädagogische Tätigkeit, die bekanntlich mit der Professur für Literatur und Geschichte am eidgenössischen Polytechnikum abschloß. In seinen „Parabasen aus einer alten Komödie"[64]) verrät der jugendliche Dichter schon die gröbliche Manier seiner spätern Jahre. Den Gegnern ruft er zu:

Zwar ist um eure gemüthliche Brust gepanzert zehnfältige Schweinhaut,
Doch ist es dem Schwert der Rede verliehn, daß oft durch Mark es und Bein haut.

In seinem lyrischen Erguß „Vom Rigikulm" begegnet uns, von rhetorischem Wortprunk umkleidet, der nämliche Gedanke, den wenige Jahre später Gottfried Keller in seinem Gedicht „Waldstätte" ungleich plastischer gestaltet hat: es ist der Gegensatz zwischen der erhabenen, freien Natur und der kleinlich und unfrei gewordenen Menschheit. Nachdem der Dichter an die Heldenzeit der Eidgenossen erinnert, ermahnt er Europas letzte Republik:

Ermanne dich! — sonst wird zu spät es sein,
Und, ach, des Erdtheils schönster Edelstein
Zuletzt in einem Kronenreife flittern;
Zur Zwingburg wird der Alpen Freiheitswall,
Von Tell und Grütli tönt noch kaum ein Hall
Dann in der Enkel knechtisch Zittern.

Auch eine politische Komödie hat der „Zürich-Putsch hervorgerufen. Sie richtet sich gegen das geistige Haupt der neuen Regierung, Staatsrat Joh. Caspar Bluntschli. Der berühmte Rechtsgelehrte war unter den Einfluß eines philosophischen Abenteurers Friedrich Rohmer aus Bayern geraten, dessen Philosophie ein Gemisch von wunderlichem Dilettantismus und geistreichen Halbwahrheiten darstellte.[65]) Entkleidet man die Parteienlehre Rohmers ihrer abgeschmackten

Zutaten, so bleibt eine ebenso triviale als schiefe Analogie der Parteien mit den Lebensaltern des Menschen übrig, wobei denn der knabenhaft zerstörungslustige Radikalismus und der greisenhaft ohnmächtige Absolutismus gleich schlecht wegkamen und nur der Liberalismus völlig Gnade fand, weil er das besonnen vorwärtsschreitende Mannesalter darstellte. Mit diesem wunderlichen Denker hatte Bluntschli eine Art Bündnis zur politischen Erneuerung, zunächst Zürichs, dann der Eidgenossenschaft geschlossen Im „Beobachter aus der östlichen Schweiz" kämpften die beiden, unterstützt durch Rohmers Bruder Theodor für ihr Juste-Milieu und gegen den herrschenden Radikalismus; eine wilde Preßfehde, Injurienprozesse und Tätlichkeiten auf der Straße waren die Folge. Hier fand also die Satire einen dankbaren Stoff; man kann aber nicht sagen, daß er in der Komödie „Gauner und Narren" [66]) mit Glück bearbeitet worden sei. Mit wenig Witz und viel Behagen entwickelt der „Dichter" sein plumpes Intriguenspiel, an dessen Ausgang Lord Unschlitt-Bluntschli durch den Kog-Pansophus-Rohmer und seinen bedenklichen Anhang um sein Geld betrogen wird, worauf Betrüger und Betrogene, Gauner und Narren noch dem Richter in die Hände fallen, der den Kog-Pansophus zum Galgen, die übrigen zum Irrenhaus verurteilt.

Die Septemberrevolution, verworren in ihrem Ursprung, übte auch seltsame Wirkungen: Durch einen fortschrittlichen Gedanken, den demokratischen, war die Fortschrittspartei überwunden worden; die Vertreter der Gesetzlichkeit hatten durch gewaltsamen Umsturz gesiegt. Die ansteckende Wirkung dieses Beispiels blieb nicht lange aus; sie äußerte sich zunächst in Luzern, Solothurn und Aargau.

In Luzern führte der von geistlicher Hand geleitete Großrat Leu den ländlichen Heerbann gegen das städtische Advokatenregiment; Komitees und Volksversammlungen erwiesen sich auch hier als praktische Mittel. Während so die Luzerner Konservativen einen friedlichen Sieg mit dem Stimmzettel erfochten, wußte in Solothurn der energische Munzinger eine drohende Bewegung im Entstehen zu unterdrücken; Aargau dagegen wurde der Schauplatz heftiger Unruhen, die schließlich die ganze Schweiz in Mitleidenschaft zogen.

Als die dortige Regierung das Beispiel der solothurnischen nachzuahmen versuchte und zur Verhaftung des „Bünzener Komitees" schritt, brach im katholischen Freiamt der Aufruhr aus, und der Haupturheber jener Maßregel, Landammann Franz Waller, ein warmherziger Idealist, aber mehr Partei- als Staatsmann, sah sich nun selbst von einer wütenden Menge gefangen gehalten. Da schritt die Regierung mit Ernst und Nachdruck ein; ihre Truppen zerstreuten die Aufständischen bei Villmergen; aargauisches, bernisches, basellandschäftlerisches und zürcherisches Militär hielt eine Zeit lang das Freiamt besetzt, wobei es namentlich von Seiten der Aargauer und Berner zu schlimmen Ausschreitungen

kam. Davon und von der Erbitterung der Freiämtler – besonders gegen den Landammann Waller — zeugt das „Aargauerlied", [67]) das wir als naiven und getreuen Ausdruck der Volksstimmung im Anhang vollständig wiedergeben. Das Gedicht hebt an:

Eine große Störung ist gescheh'
Im Kanton Aargau drinnen
Beim kalten Winter, Eis und Schnee
Wie viele Schreiben bringen.
Am zwölften Jenner dieses Jahr
Im Jahrgang einundvierzig,
Kommt eine große Feindes-Schaar,
Als wenn sie nur vexiertit.

Sie machen aber Ernst und beschießen Vilmergen; die Zahl der Schüsse wird genau vermerkt:

Hundert neunzig Kanonenschüß
Haben sie auf d'Häuser gschossen,
Doch Gott der Herr hat sie beglückt,
Sie haben kein'n Mensch'n getroffen.

An allem Unheil ist nur der Staat schuld:

Der Staat hat diesen Streit gemacht
Und that die Ruhe stören,
Er holte Herren bei der Nacht
Und that's in Kerker sperren.

Auf dieses brennt das Feuer auf,
Und Viele springen zämen,
Und lassen die Gefangenen aus.
Soll man für das sich schämen?

Bemerkenswert ist überhaupt die Rolle, die der Staat in diesem Gedicht spielt; er ist hier nicht das mystisch-abstrakte Gewaltstier, von dem Gottfried Keller einmal spricht, sondern ein höchst konkretes, das sich am Wirtstisch niederläßt und den Wirt zum armen Manne frißt:

In Meienberg ist auch der Staat,
Er ist bei ihnen g'sessen,
Sie händ den Wirth, den reichen Mann
An Speis' und Trank ausg'fressen.

Das genügt dem Staat aber noch nicht:

Der Staat treibet Uebermuth,
Er könnt' sich sonst ersättigen,
Er brauchte nicht das Klostergut
Von Muri und von Wettigen.

Besonders erbittert ist der Dichter über die Berner. Von ihnen heißt es:

Fünfhundert fünfzig Eimer Wein
Haben sie im Kloster gsoffen,
Es kommen Berner, Groß und Klein
In Jubel-Freud geloffen.

Rühmend wird dagegen der Zürcher und Basler gedacht:

Zürcher und das Basler Amt
Sie haben brave Menschen,
Sie haben Witz und auch Verstand,
An sie wend wir gedenken.

Das Lied schließt mit der Drohung fremder Intervention [68]) und einem kräftigen Fluch auf Landammann Waller:

Wenn der Staat in unserm Land
Dem Landvolk nicht will schonen,
So werden ihnen gwiß gesandt
Von fremden Orten Bohnen.

Der Waller ist ein ganzer Türk,
Es schadt viel tausend Franken,
Sonderlich in dem Bezirk.
Der Teufel soll ihm danken. [69])

Wie im Aargau der Staat seine Hoheit gegenüber der Kirche behauptet hatte, so war auch in St. Gallen und Graubünden der päpstliche Versuch, das Doppelbistum St. Gallen-Chur aufrechtzuerhalten, an der Festigkeit der weltlichen Behörden gescheitert. Als der in Einsiedeln als Doppelbischof konsekrierte Domherr Johann Georg Bossi aus Oberhalbstein die bischöfliche Residenz in Chur beziehen wollte, nötigten ihn drei bündnerische Kommissäre durch die Drohung mit Waffengewalt, eine andere Wohnung zu suchen, und auch der Papst gab endlich nach. An diese Kämpfe, den Ursprung der Badener Konferenzen, erinnert eine Parodie von Schillers Glocke „Das Lied von dem Pfaffthum" [70]) mit dem Motto: Stultos voco, spiritum plango, libertatum frango. Da wird z. B. auf Bossis „Winkelweihe" angespielt:

Von dem Dome
Laut und lang
Tönt der Glocke Feierklang,
Ernst begleiten ihre Freudenschläge
Einen Wandrer auf Einsiedelns Wege.
O! der Bossi ist's, der treue,
's ist der Fürst der Winkelweihe,
Den der Fürst an Tibers Staden
Wegführt aus dem Käseladen,
Nachts zum Bischof ihn gebar
Ueber Rothstrumpfs [71]) fromme Schaar,
Dem wir lachen sah'n die Brust
Nach der Inful voller Lust.
Ach! des Doppelbisthums Bande
War'n gelöst vor einem Jahr,
Denn er wohnt im Schattenlande
Karl Rudolf [72]), der Bischof war.

Denn es fehlt sein treues Walten,
Und sein Felssinn ist nicht mehr,
Eigenmächtig wollten schalten
Die St. Galler allzusehr.

Bis ihr Eifer sich verkühlet,
Laßt die Arbeit nimmer ruhn,
Wie der Popp [74]) mit Wahrheit spielet
Also mag ein jeder tun.
Wirkt der Nächte Nacht
Mit Gespenstermacht,
Hört der Pfaff' die Nachtstund schlagen,
Muß man die Regierung jagen.

Allein der Plan mißlingt, und die Vernunft bleibt Siegerin:

Nicht blind gehorcht man mehr, es lösen
Sich alle Formen frommen Wahns,
Umsonst ist all' Verketz'rungswesen,
Umsonst der Blitz des Vatikans.
Gefährlich ist's den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Ist die Vernunft, die bricht sich Bahn.
Weh' denen, die den Ewigblinden
Der Schule bildend Taglicht leih'n,
Dem Aug die Binde zu entbinden;
Das stürzet Rom und Pfaffthum ein.

Schlüssel hat uns Gott gegeben
Himmel schließend auf und zu,
Aber man verspottet eben
Diesen großen Passe-partout,
Uns'rer Macht und Glanz
Reißt man Schranz um Schranz,
Will in der Zensur nicht sehen
Uns den heil'gen Geist umwehen.

Das Lied schließt mit den kräftigen Versen:

Jetzt im ketzerschen St. Gallen
Riß der Rothstrumpf sich ein Loch,
Dort ist Bossi durchgefallen,
Schwyz, du Flecken, hilf ihm doch!
Uri, Zug und Basel,
Sarnerisch Gefasel
's brennt im Freiamt, schürt die Flammen!
Doch schon lischt's in Teufels Namen!

II.

Am Tage nach dem Einrücken der Truppen in's Freiamt fand in Aarau die denkwürdige Sitzung des Großen Rates statt, in der auf Augustin Kellers Antrag die Aufhebung sämtlicher aargauischen Klöster beschlossen wurde. Es war eine revolutionäre Tat, eine Kriegserklärung gegen den Bund von 1815, unter dessen Schutz die Klöster bisher gestanden. Der aargauische Kulturkampf wurde so zum eidgenössischen, denn mit Leidenschaft nahm jetzt die katholische Partei den Fehdehandschuh auf. Die Bewegung war eingeleitet, die zum Sonderbundskrieg und zu einer festeren Gestaltung der Eidgenossenschaft führen sollte.

Für die Schweiz begann jetzt eine neue Periode innerer Kämpfe: Parteien und Persönlichkeiten trennten sich um so schärfer, je deutlicher sich seit dem Straußenhandel die prinzipiellen Gegensätze offenbart hatten. Es ist die Zeit zahlreicher wirklicher oder vermeintlicher politischer Sinnesänderungen. Viele, die anfangs der Dreißigerjahre noch in den vordersten Reihen gestanden, fanden sich nun unversehens im Hintertreffen: die Partei war weiter gegangen, als ihr Gewissen es ihnen gestattete. Sie wandten sich gegen einen Radikalismus, der weder vor dem religiösen Gefühl noch vor dem geschriebenen Gesetz Halt machte; im Dogma sahen sie das Christentum, im Gesetz die Sitte bedroht und fürchteten nach einem vorübergehenden Triumph der Radikalen eine um so schlimmere Reaktion. Zu diesen Stehengebliebenen kamen nun die eigentlichen Ueberläufer, deren Wandlung sich da und dort unter dramatischen Formen vollzog; gegen sie wandte sich besonders der leidenschaftliche Zorn der Gegner. Vielfach mit Unrecht. Es ist ein trauriges Schauspiel, wie gelegentlich Männer, die sich selber treu blieben, von wütendem Haß verfolgt und als Abtrünnige gebrandmarkt wurden, während auf der andern Seite Hunderte von charakterlosen Mitläufern sich im Glanze der Gesinnnngstüchtigkeit sonnen durften.

Dieser Kampf gegen wirkliches oder vermeintliches Apostatentum vergiftete nicht nur das öffentliche Leben, sondern auch die politische Dichtung, die jetzt vielfach einen kleinlich gehässigen Charakter annahm. Das Verleumden wurde zu einem förmlichen Geschäft, mit dem eine Winkelpresse bedenklichsten Schlages ihr Leben fristete. Eins der wirkungsvollsten aber auch unflätigsten Blätter dieser Art war der von Jenni jun. und dem Zeichner Adrian v. Arx herausgegebene Berner „Gukkasten“ (1840—1850), bei dessen Durchblättern man bedauern muß, daß so viel schlagfertiger Witz mit so gemeiner Gesinnung verbunden und an so erbärmliche Nichtigkeiten gewendet war. Hoch über dem „Gukkasten“

und dem obskuren Aarauer „Posthörnchen" stand der von Solothurn ausgehende, 1839 gegründete „Distelikalender", der seine Berühmtheit freilich nicht dem Text, sondern den genialen Bildern des Herausgebers verdankt.

Die Winzigkeit der politischen Schauplätze brachte es mit sich, daß kleinlicher Klatsch und persönliche Wichtigtuerei sich über Gebühr breit machen durften; wenn schon der Berliner „Kladderadatsch" für 1848 fast nichts als Berliner Lokalwitze brachte, so läßt sich denken, wie die litterarische Krähwinkelei in den vielen politischen Mittelpunkten der kleinen Schweiz gedeihen mußte. Die Zahl der Tagesblätter war seit 1822 binnen 18 Jahren auf das sechsfache angewachsen. Im Jahr 1840 zählte Prof. Troxler [74]) in der deutschen Schweiz 48 Zeitungen, die einige Bedeutung beanspruchen durften; mit der Winkelpresse stieg die Zahl auf mehr als das Doppelte. Dabei entfielen auf den Aargau allein 8 Zeitungen, während dagegen Unterwalden ganz leer ausging.

Dazu kam, daß infolge der deutschen Zensur die Schweiz zum Herd einer üppig wuchernden revolutionären Litteratur ausersehen wurde, die freilich in erster Linie für Deutschland bestimmt war, ihre Wirkung aber auch im Ursprungsland äußern mußte.

Für die gröbsten Instinkte sorgte der Verlag des berüchtigten „Gukkasten-Jenni" in Bern; namentlich in der Pfaffenhetze hat er Erkleckliches geleistet. Wo das Wort nicht auszureichen schien, halfen derbe Holzschnitte dem Verständnis nach; in der „Abschiedspredigt des schwäbischen Pfäffle zu Spoichlingen" erblickt man einen predigenden Pfaffen auf der Kanzel, umgeben von Wolken, aus denen Zuhörer mit Ochsen- und Eselsköpfen auftauchen. Bei Jenni, Sohn, erschien auch das bedenkliche gereimte Pamphlet „Vom grausen Bürgermeister" (1844), das in liederlich-frivolem Ton das Attentat des Bürgermeisters Tschech auf den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen besingt. Ab und zu verirrte sich auch etwas Besseres in diesen Verlag, so die „Verbotenen Lieder eines norddeutschen Poeten" von Adolf Glaßbrenner, der in der kecken Beherrschung der volkstümlichen Liedform an den gemütsvolleren Hoffmann von Fallersleben erinnert, den er an schlagfertigem Witz noch übertrifft.

Auf einer weit höheren Warte als der Gukkasten-Verlag stand das „Literarische Comptoir", Zürich und Winterthur, das Dr. Julius Fröbel im Jahre 1840 begründete. Es war das Jahr, da in Deutschland unter dem Eindruck des preußischen Thronwechsels die freiheitlichen Hoffnungen neu belebt wurden und da die vom Orient her drohende Kriegsgefahr eine nationale Begeisterung entfachte, die in Nikolaus Beckers Rheinlied [75]) ihren Ausdruck fand. So drängte sich in einem kurzen Zeitraum eine Fülle politischer Kundgebungen zusammen; sie alle übertraf an Wirkung das schlanke Liederbändchen, das ein junger schwäbischer Deserteur 1841 im „Literarischen Comptoir" veröffentlichte: Die

„Gedichte eines Lebendigen“ [76]) von Georg Herwegh (1817–1875) weckten einen Beifallssturm ohne gleichen und erlebten binnen zwei Jahren sieben Auflagen. Der Glanz und Schwung der Sprache, vor allem aber das jugendliche Ungestüm dieser Lieder wirkte unwiderstehlich auf eine Generation, die den hellen Kampfruf als eine Erlösung aus ihrem dumpfen Dasein begrüßen mußte. Was die schlichte Art Hoffmanns von Sallersleben und seine durch Humor gemilderte Satire nicht erreicht hatten, das bewirkten diese zornglühenden pathetischen Verse, in denen die Macht der Einseitigkeit sich wieder einmal bewährte. Herwegh wurde mit einem Schlag der poetische Führer der jungen Generation, die mit souveräner Verachtung auf den altmodisch biedern Patriotismus Beckers herabblickte und eine deutsche Freiheit nach französischem Muster anstrebte.

Schärfer noch als in den „Gedichten eines Lebendigen“ war das politische Programm Herweghs und seiner Anhänger ausgeprägt in den „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz“, einer Sammlung von Aufsätzen und Gedichten verschiedener Verfasser, die im gleichen Verlag 1843 erschienen. Der Atheismus der deutschen Junghegelianer sollte mit dem französischen Kommunismus ein Bündnis eingehen; mit schneidender Rücksichtslosigkeit wurde nicht blos der Kirche, sondern dem Christentum selbst der Krieg erklärt.

Eine solche Sprache rief nicht bloß die konservativen Schweizer gegen den jungen deutschen Poeten in die Schranken; sie führte auch zum Bruch zwischen der deutschen Flüchtlingskolonie und ihren radikalen Zürcherfreunden, die noch kurz zuvor in jener Fehde gegen Bluntschli treue Waffenbrüderschaft gehalten hatten. Aeußerlichkeiten etwas kleinlicher Natur mochten wohl auch eine Rolle spielen. Daß der junge Republikaner, der mit dem Kommunismus liebäugelte, Livreebediente hielt und in Champagner schwelgte, fanden die nüchternen Schweizer, die keine besondern Poetenrechte anerkannten, nicht in der Ordnung. Die Abneigung war übrigens eine gegenseitige. In einem schwungvollen Gedicht, dessen Anfang leider durch den talmi-poetischen Vergleich der Berge mit „Prachtstatüen“ arg entstellt ist, preist der Dichter zwar die Herrlichkeit der Schweiz, läßt aber auf die Schweizer mehr als einen bösen Seitenblick fallen.

Die Schweiz.

(1842.)

Land der Sehnsucht, drin die Berge wie der Freiheit Prachtstatüen,
Wie aus blankem Gold und Silber von dem Herrn gegossen, glühen;
Berge, die er seinem Himmel als die letzten Säulen gab,
Wiege seiner Wetterwolken, seiner Adler einsam Grab!

Land der Sehnsucht, drin die Ströme sich wie muthige Rebellen
In die Ebene niederstürzen, auch der Rhein mit seinen Wellen,
Auch der Rhein mit seinen Wellen, der die vielen Worte hört —
Ob's die deutschen Fürsten ahnen, daß sich auch der Rhein empört?

Daß er hier sich nicht um Klippen, nicht um deutsche Lieder kümmert,
Und den eignen Friedensbogen tausendfach im Sturz zertrümmert?
Ob ihr auch so voll des Lobes deutsche Sänger hier erschient,
Wo er donnernd schon als Säugling seine Sporen sich verdient?

Wo die ersten Schöpfungswerke laut noch durch die Lüfte klingen:
Land der Dichter! das emporsteigt, adlergleich, auf Felsenschwingen;
Wo die Erde heißverlangend nach dem Kranz der Sterne faßt,
Bis sie vor der eignen Größe tief erschaudert und erblaßt.

Wieder bin ich dein geworden, wieder glänzt ihr, stolze Firnen,
Jeden Abend, jeden Morgen frische Rosen um die Stirnen;
Land der Sehnsucht, ob auch eitel manch ein Sklave mit dir prahlt,
Bleibst du doch der treuste Spiegel, der die Freiheit wiederstrahlt!

Einstens, hört' ich, ging ein Engel durch der Herren Länder fragen,
Ob ihr Boden nicht den Samen auch der Freiheit möchte tragen?
Und er bat um wenig Erde und er bat um wenig Raum,
Wenig Raum und wenig Erde braucht ein solcher Freiheitsbaum.

Doch sie riefen ihre Schergen in die Thäler, auf die Hügel,
Und der Engel nahm den Samen wieder unter seine Flügel,
Trug ihn aus dem finstern Lande in der Berge Purpurschein,
Senkt' ihn statt in lockrer Erde in den Schoß der Felsen ein.

Also mußt' er seine Wurzeln wie die junge Tanne treiben:
Mög' er auch wie eure Tannen immer grün, o Schweizer, bleiben!
Sicher vor des Himmels Blitze und von eurer eignen Hand,
Sicher vor des Fremdlings Witze und — vor eignem Unverstand.

Als Bluntschli 1843 im Großen Rate die Ausweisung des unbequemen Fremdlings beantragte, fand er wenig Widerstand. Der Schlag traf Herwegh, galt aber eigentlich Fröbel, der als Redaktor des radikalen Hauptblattes „Der Schweizerische Republikaner" dem neuesten Zeitgeist immer deutlicher gehuldigt hatte. Fröbel verstand, legte die Redaktion nieder und kehrte bald darauf (1846) dem undankbaren Zürich für längere Zeit den Rücken. Der hochsinnige, freilich auch etwas theatralische Ludwig Follen aber, der auf seinem Landsitz „zum roten Ackerstein" an den deutschen Landsleuten die weitherzigste Gastfreundschaft übte, ergrimmte über die Nützlichkeitspolitik der nachgerade vorsichtig gewordenen Schweizer, die sich herausnahmen, ihre eigenen Wege zu gehen; in einem tief empfundenen Klagelied schrieb er sich damals (1844) den Aerger von der Seele:

Auch ein Schweizer-Heimweh.

Festgebannt ans Land der Prose,
Wo mir jede Hoffnung welkt
Und die Zeit aus dürrem Schoße
Langeweile nur mir melkt —

Festgebannt ans Land der Prose,
Wie ans warme Bett der Floh,
Wo die Poesie, die Rose,
Scheu zu kahlen Alpen floh —

Wo sie langsam wie die Schnecken
Mit dem Haus spazieren gehn
Und die Hörner gleich verstecken,
Wenn sie eine Mücke sehn —

Wo die Freiheit in der Tasche
Stets ihr grimmig Fäustchen hält,
Zitternd schon, wenn eine Masche
An dem Staatenstrumpfe fällt —:

Wo der Mut der Freiheitsknechte
Heimlich Schlachtparole gab:
Daß man für die Freiheit fechte
Tapfer — mit dem Bettelstab —

Hier, ach hier nun soll ich bleiben,
In dem abgestandnen Land,
Hier die kalten Hände reiben,
Harrend auf des Geistes Brand?!

Herz, mein Herz, mit Recht sehr traurig!
Nach den Menschen steht mein Sinn:
Hier verkäf' ich, hier verbaur' ich,
Bis ich selber Made bin.

Auch nach seiner Entfernung blieb Herwegh das bevorzugte Angriffsziel der konservativen Schweizerdichter; in ihm sahen sie die Verkörperung des Zeitgeistes, der Recht und Sitte untergrub. Den Reigen hatte Wilhelm Wackernagel (1806—1869) eröffnet. Deutscher von Geburt, wurde er 1837 Ehrenbürger von Basel, wo er als hochangesehener Lehrer der deutschen Sprache und Literatur lebte. Mit dem Basler Balthasar Reber (1805–1875) gab er 1843 die „Zeitgedichte" [77]) heraus. In bezeichnendem Gegensatz zu der dahinstürmenden Wucht der Herwegh'schen Strophen stehen die wohlgedrechselten, aber hölzernen Verse, mit denen der deutsche Professor dem jungen revolutionären Poeten den Krieg erklärt:

Alles, was Federn hat, fliegt hoch.

Du gutes Land,
Kaum will das Band
Sich lockern nur ein wenig,
Drin du manch Jahrhundert lagst,
Schweigend unterthänig.

Und gleich im Trab
Gehn auf und ab
Wer weiß wie viel der Jungen,
Ach! und machen nun an uns
Ihre Redübungen.

Und emsiglich
Bewegen sich
Und schreiben tausend Hände,
Ach! und läppisch bringen sie
Nichts zu rechtem Ende.

Zu Land und Stadt,
Was Federn hat
Fliegt hoch unaufgehalten:
Sonst war das ein Kinderspiel,
Jetzt ein Spiel der Alten.

Und leider gehts
Den Alten stets
Wie dort im Spiel den Jungen:
Manches Thier mit Füßen vier
Hat sich mit erschwungen.

Das schreit nun auch
So wills der Brauch,
Darein aus voller Kehle:
„Platz, ihr Herrn dem Flügelschlag
Einer freien Seele.
u. s. w.

Unbequem aber wurde die poetische Kritik Wackernagels immerhin, wenn sie dem vom eigenen Wort berauschten Dichter die Widersprüche nachwies, in die er sich verwickelte

Ritter Georg, dich selber möcht ich fragen;
Mir bleibt es unklar: bitte sag es klärlich,
Wonach dein Herz begehrt so höchst begehrlich,
Und was denn kommen soll nach diesen Tagen.

„Ein Kaiser, hoch auf deutschem Schild getragen",
Da paßt dein Vive la république! schwerlich.
„Verbrüderung mit Frankreich, treu und ehrlich."
Wie? Schriest du nicht: auf Frankreich losgeschlagen!?

Dir selbst aufs Maul geschlagen hast du, Lieber;
Und rechn' ich ab, so bleibt am letzten Rande
Kein groß und schmeichelhaft Summa summarum.

Im besten Fall ein hitzig Nervenfieber,
Darin du phantasierst von Mord und Brande
In schöner Vers' und Phrasen Lirum Larum.

Fühlte sich Wackernagel trotz seines Basler Bürgerrechts doch in erster Linie als Deutscher, so steht Balthasar Reber ganz auf Schweizerboden. Den Radikalismus verabscheut er als etwas Fremdes; er ist ihm eine lediglich zerstörende Macht, hinter der er bereits die Reaktion wieder auftauchen sieht. Solche Befürchtungen äußert sein Gedicht

Wurzelmänner.

Wohlan! Ihr nennt euch Wurzelmänner,
Wollt bis zum letzten Wurzelstumpf
Als heilig grimme Giftausbrenner,
Wegbrennen jeden alten Sumpf.

Wohlan! Entwurzelt ist das Alte,
Wir haben hoffend zugeschaut.
Wohlan! Jetzt lechzt des Ackers Spalte.
Sie lechzt nach Saat zum neuen Kraut.

Weh! was ist das für Samenwaare?
Die Bibel brennt im Feuer dort,
Und für den Sturm der Himmelsaare
Schnarrt ihr ein sandig Straußenwort.

Weh! was ist das für Samenwaare?
Halbtodte Klöster bringt ihr um,
Und aus der jämmerlichen Bahre
Steigt frisch das Jesuitenthum.

Und ach! — wie oft ist's auch geschehen!
Entwurzelt liegt die schöne Flur,
Und ihr, was habt ihr drein zu säen?
Die eigenen Personen nur.

Weh! was ist das für Samenwaare?
Ja, Wurzelmänner! wohl, ihr seids:
Ihr pflanzt, auswurzelnd unsre Haare,
Aufs neu Perrücken in die Schweiz.

Der schärfste schweizerische Gegner Herweghs war der Aargauer Abraham Emanuel Fröhlich (1796—1865).[78]) Geboren in Brugg, hatte Fröhlich seine öffentliche Tätigkeit als Lateinlehrer und Pfarrvikar in seiner Vaterstadt begonnen; die gemütlich-philiströse Enge des kleinen Städtchens hatte in ihm neben einer sinnigen wenn auch allzusehr reflektierenden Naturbeobachtung ein starkes satirisches Talent entwickelt, das ihm verhängnisvoll werden sollte, als er 1827 seine Stelle mit der eines Kantonsschulprofessors in der politisch bewegten Hauptstadt vertauschte. Das Jahr 1830 machte Fröhlich zum Politiker. Seine streng rechtliche Natur empörte sich gegen jede gewaltsame Durchführung selbst berechtigter Grundsätze; auch reizte der bedenkliche Anhang politischer Streber und Spekulanten, den hier wie überall die siegende Partei mit sich führte, seinen Zorn. Schon am Tage bevor der Schwanenwirt Fischer von Merenschwand den Landsturm zum Sturz der alten Regierung nach Aarau führte, „äußerte sich Fröhlich laut auf offener Straße gegen die Revolution, mit deren offenen und geheimen Leitern und Ausbeutern er gebrochen habe." [79])

So bekämpfte der leidenschaftliche Mann von 1830—1835 in der „Neuen aargauischen Zeitung" — zum teil auch mit poetischen Waffen — die neue Ordnung der Dinge. Art und Ziel dieser Kampfdichtung mag die Paramythie „Abgottschlange" verdeutlichen: [80])

Seit Gott der Herr den Wurm verflucht,
Des List verlockt zur Sündenfrucht,
Schleicht die Verführung kreuz und quer
Und krümmt und windet sich einher.
Die Meistrin aber dieser Kunst
Heißt Buhlerei um Pöbelgunst.
Das ist die Schlang, die leckt den Staub,
Gelagert stets auf neuen Raub

Und sagt zum Wust, durch den sie fährt,
Wie rein bist du und aufgeklärt!
Und alle Farben wechselt sie,
Dieselbe stets, dieselbe nie,
Und altert sie, bleibt ihr doch jung
Der Giftzahn und die Doppelzung.
So bläht sie, gleißend in dem Schlamm,
Zu einer Krone ihren Kamm.

Leider hat sich Fröhlich in der Aufregung des Kampfes zu persönlicher Verunglimpfung der Gegner hinreißen lassen. Wahrscheinlich auf Dr. Kasimir Pfyffer, einen der Hauptförderer der Bundesrevision, ist folgende etwas komisch wirkende Schilderung gemünzt:

Sein böses Aug' rollt fürchterlich,
Zwingt gleich der Faun zum Lächeln sich.
Sein Mund, verkniffen, ist der Sitz
Von Spott und Hohn und Teufelswitz.
Die Nüstern lüstern ihm nach Streit:
Sein Wesen ist Aufgeworfenheit.

Und wisset ihr, was so im Land,
Der Freiheit Fahn' in einer Hand,
Die Kainskeul im andern Arm,
Der Jäger jagt mit seinem Schwarm?
„Der Obmannsstelle Geld und Ruhm
Im Bundesdirektorium."

Durch solche seiner besseren Natur nicht würdige Invektiven geriet Fröhlich, der sich in seinen Fabeln als weltoffene und weitherzige Natur gezeigt hatte, in den Verdacht einer reaktionären Gesinnung. Und doch waren es im Grunde nicht parteipolitische sondern ethische Fragen, die ihn aufregten. Es ging ihm wie seinem Freund und Gesinnungsgenossen Jeremias Gotthelf, der ursprünglich auch nur Recht und Sitte, nicht aber bestimmte politische Formen konservieren wollte. Erst der Haß der Gegner hat beide zu entschiedenen und einseitigen Parteimännern gemacht. Den Haß bekam Fröhlich zu spüren, als er 1835 in seinem Amt nicht mehr bestätigt wurde. Diese Erfahrung und das im folgenden Jahr eintretende tragische Ende seines jüngeren Bruders hat er nie ganz verwinden können; das erklärt zum guten Teil die Schroffheit seines Charakters wie seines Dichtens. Fröhlichs bekanntester Denkspruch beruht auf bitterster Lebenserfahrung:

In unserm Freistaat darf frei denken jedermann,
Doch denkt er nicht wie wir, so denken wir ihm dran.

Sogar mit Tätlichkeiten setzten ihm die Gegner zu: Am Tage der Klosteraufhebung schleuderte man ihm zwei Bleikugeln durchs Fenster, hart am Kopfe seiner Frau vorbei, und die am 31. März 1845 nach Luzern ziehenden Freischaren hefteten ihm das Bild eines am Galgen hängenden Jesuiten an die Haustüre. [81])

Diese letztere Demonstration war augenscheinlich die Antwort auf den „Jungen Deutsch-Michel"[82]) Fröhlichs, der sich für den Unglimpf mit dem Beifall trösten konnte, den dieses äußerlich erfolgreichste Werk bei den Gesinnungsgenossen fand. Rückerts „Weisheit des Brahmanen" ist offenbar das formelle Vorbild für die 333 Epigramme in Alexandrinern gewesen, mit denen der Dichter den deutschen Radikalismus und seinen Anhang in der Schweiz bekämpfte.

„Der junge Deutsch-Michel" ist keine bestimmte, festumrissene Gestalt; bald trägt er die Züge Herweghs, dann wieder die Straußens, bald ist er die Verkörperung des deutschen, bald die des schweizerischen Radikalismus. Diesem neudeutschen, im Grunde aber undeutschen Wesen stellt Fröhlich sein echt-deutsches Ideal gegenüber: eine im Christentum wurzelnde Lebens- und Kunstauffassung, wie sie uns in den 1850 erschienenen Reimsprüchen aus Staat, Kirche, Schule noch deutlicher entgegentritt. In dieser Hervorhebung des deutsch-protestantischen Ideals ist er ein Vorläufer des allerdings weitherzigeren Konrad Ferd. Meyer. Als Fröhlich den „Jungen Deutsch-Michel" schrieb, hatte er der aktiven Politik resigniert den Abschied gegeben:

Was das Ergebnis sei von dieser Welt Betrachtung?
Absonderung von ihr, Mitleiden und Verachtung.

Das ist seiner politischen Dichtung zugute gekommen; die kleinlichen Gesichtspunkte traten zurück zugunsten der großen grundsätzlichen Fragen. An verletzenden und ungerechten Ausfällen persönlicher Art fehlt es freilich auch hier nicht; vor allem ist es Herwegh, den er als Chorführer der deutschen revolutionären Poeten mit seinem Hasse auszeichnet.[83]) Seine glänzenden Eigenschaften vermögen ihn nicht zu blenden:

Witz hat der Teufel auch, wir sagen teufelswitzig,
Sein Zahn, ein Schlangenzahn, ist giftig, bissig, spitzig
Man kann geistreich, beredt, geschmackvoll, witzig, fein, —
Und für das Edelste dennoch stumpfsinnig sein.

Hatte Herwegh in seinem bekannten Lied ausgerufen:

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,

so antwortet nun Fröhlich:

„Reißt alle Kreuze aus!" hat Michel vorgesungen;
Gleich ward das Bubenlied von Buben nachgesungen.
Das Kreuz im Banner führt den Schweizer und mit Ruhm —
Und singt doch Michels Lied: „Werft alle Kreuze um!"

Boshaft ist die Anspielung auf Herweghs Vorliebe für den Champagner:

Die läßt, wenn um dich her Champagner-Flaschen knallen,
Auf Fürsten-Schwelgerei'n Strafpredigten erschallen.

Daß sich Fröhlich später Herweghs Flucht nach dem Gefecht bei Dossenbach nicht entgehen ließ, läßt sich denken; in den „Reimsprüchen aus Staat, Kirche und Schule" hat er das Ereignis mit inniger Schadenfreude besungen.

Ernsthafter ist Fröhlichs Satire, wenn sie sich gegen die Weltanschauung des Radikalismus richtet. Da ist ihm der deutsche Michel der Ausbund alles Frechen, Schamlosen, sittlich Verkommenen. Auch an seinen Motiven läßt der Dichter nichts Gutes gelten; Neid und bubenhafte Zerstörungslust leiten sein Tun; mit dem Jesuitismus, den er bekämpft, teilt er die Herrschsucht und die Heuchelei — ein Gedanke, der später auch bei Reithard uns begegnen wird. Bis zu welcher Maßlosigkeit sich Fröhlich bei seinen Angriffen fortreißen ließ, mag folgende Stelle beweisen:

Aus seinem Lande mußt' der Michel sich fortstehlen,
Das war den Micheln g'nug, den Wühler zu empfehlen.
Nach Wissen frägt man nicht, noch minder nach Gesinnung,
Wenn er sich nur bekennt zu eurer Meinungs-Innung.
Doch daß im Ausland noch ihr suchen möget solche?
Ein jedes Zuchthaus hat bei uns dergleichen Strolche.

Die eidgenössischen und kantonalen Schützenfeste, das Stelldichein der Liberalen, mußten dem konservativen Dichter besonders ein Dorn im Auge sein; sein Groll galt namentlich dem Kultus der Schützenfahne. Man wird an eine bekannte Stelle in Gotthelfs „Niggi Ju" erinnert, wenn man Fröhlichs Verse liest:

Thorechte malten einst in ihre Fahn' ein Schwein;
Und euch muß diese Fahn' ein heil'ges Banner sein.
Dort hießen sie doch wild die Wildheit ihrer Jugend;
Ihr aber gleißnerisch macht sie zur heil'gen Tugend.
So kam's, daß wie zum Held der Bub' ist dort geworden,
Zum Michel ward der Held in eurem heil'gen Orden.

Oder:

Bedeutendes Symbol; der Fahnenstock von Holz,
Daran die Windfahn fliegt; ja, das ist euer Stolz.

Ihr selber macht den Wind, daß euer Banner rauscht,
Bald wie ein Lumpen fliegt, bald wie ein Schlauch sich bauscht.

Eine große Anzahl der spätern Fabeln Fröhlichs, die Ende der vierziger Jahre entstanden, enthält satirische Anspielungen auf die Gegenwart, so die vom Papagei, der die Modeworte:

Freiheit, Fortschritt, Fortgestaltung,
Fortentwicklung, Fortentfaltung

mit immer neuem Vergnügen vor- und rückwärts plappert. In dem gelungenen Fabelepos „Dachs und Fuchs" spielt einer der Hauptgegner des Dichters, Seminardirektor Augustin Keller, die Hauptrolle. Er ist der Schulmeister Füchslein, der in der Fuchsrepublik die Aufhebung des Stifts Dachsfelden durchsetzt

— eine durchsichtige Anspielung auf die aargauische Klosteraufhebung — und der sich dann freut

Der Papst
Zu sein inmitten der Herrlichkeit!
O glücklich, daß wir erlebt die Zeit
Der Aufklärung, der Gedanken voll Heil
Der Freiheit von jeglichem Vorurteil.

Fröhlich hat übrigens später, als seine düsteren Ahnungen nicht in Erfüllung gingen, sich des neuerstandenen Vaterlandes und der Versöhnung der Parteien aufrichtig gefreut. Als er das eidg. Schützenfest von 1849 durch einen Trinkspruch verherrlichen half, konnte man im Festbericht [84]) lesen: „Sein Auftreten wurde nicht blos an der Festtafel, sondern im ganzen Vaterlande freudig vernommen, denn es war eine Bürgschaft, daß das Fest nicht das einer Partei, sondern eines ganzen Volkes sei."

Um die Zeit, da Fröhlich seinen „Jungen Deutsch-Michel" veröffentlichte, nahmen die eidgenössischen Dinge eine ernste Wendung. Am 31. August 1843 erklärte sich die Mehrzahl der Tagsatzungsstimmen mit der Wiederherstellung der aargauischen Frauenklöster befriedigt; die Männerklöster blieben also aufgehoben. Unverzüglich erfolgte jetzt der ultramontane Gegenstoß: im September berief der „Apostat" Constantin Siegwart-Müller die erste Konferenz zur Gründung des Sonderbundes nach dem Bade Rothen bei Luzern. Wurden auch die protestantischen Stände Basel und Neuenburg mit eingeladen, so war doch die Aehnlichkeit des geplanten Bundes mit dem unseligen borromäischen unverkennbar. Ueberall war damals der Ultramontanismus im Vordringen begriffen. In Preußen hatte er unter glücklicher Benützung des Thronwechsels glänzende Erfolge davongetragen; in Bayern beherrschte er den schwachen König durch das Ministerium Abel. Im Hause des alten Görres in München, der einst im rheinischen Merkur die Freiheit erst gegen den französischen Despotismus, dann gegen die deutsche Reaktion verteidigt hatte, jetzt aber nur noch die Freiheit der römischen Kirche kannte, hatte auch der junge, hochbegabte Karl Greith verkehrt, der bald nachher als Führer der st. gallischen Katholiken die Ideen seines väterlichen Freundes verbreiten half. Gegen ihn, vor allem aber gegen den Stifter des neuen borromäischen Bundes, Siegwart-Müller, richtet sich eine Parodie von Schillers Glocke „Das Lied vom Goldenen Bund" [85]) (1844) mit dem Motto: Constanti Victoria! Auf Siegwart wartet Sieg! Es beginnt:

Bei dem Trinkgelag im Rothen
Ward zum Boromä'schen Bund
Von den Feurigsten der Rothen
Fest und tief gelegt der Grund!
Ich bin hoch erfreut,
Denn das Werk gedeiht,
Alles geht nach bester Weise,
So wahr ich Constans bin und heiße!

Zum Streiche, den wir ernst vollbringen,
Ruft all' den großen Götzen an!
O, heil'ger Görres, mög gelingen
Das Werk, das wir durch dich gethan!
Du bist der Gott in deutschen Landen,
Der seine rothe Mütz' zerriß,
Zum römischen Bagage gestanden
Für Papst und Kaiser sich befliß!

Von Karl Greith — damals noch Pfarrer in Mörschwil — heißt es dann prophetisch:

Haltet doch den Karl in Ehren,
Laßt ihn jetzt schon Bischof sein,
Denn die Papst- und Kaiserlehren
Trichterte ihm Görres ein!

Den „Apostaten" galten die Verse:

O zartes Wechseln, süßes Kehren,
O du Charakterlosigkeit,
Du machst, daß Mönch und Nonn' uns ehren
Und führst zu ew'ger Seligkeit,
O blühe fort mit deinen Rosen
Du schöne Zeit der Grundsatzlosen.

Was der Bund beabsichtigt, wird in folgendem verraten:

Vom Meister wird zur guten Stunde
Das Volk zum Bürgerkrieg geschaart;
Doch wehe, wenn in unserm Bunde
Sich das Geheimniß nicht bewahrt.
Wehe, wenn Neuhaus'sche[84]) Schaaren,
Ehe wir organisirt,
Uns erwischen bei den Haaren!
Ach! wir würden schlecht frisirt!
Wo keine Jesuiten treiben
Können wir nicht lange bleiben.
O! drum führt um jeden Preis
Ihren Orden an die Reuß.

Die Berufung der Jesuiten nach Luzern, die der Großrat Leu mit der ihm eigenen Zähigkeit im Oktober 1844 durchsetzte, entfaltete einen Sturm des Unwillens in der liberalen Schweiz. Vergebens hatte Augustin Keller im Schoß der Tagsatzung die Ausweisung der Jesuiten aus der ganzen Schweiz verlangt. Da somit der gesetzliche Weg versperrt war, machte sich die Erbitterung der Liberalen Luft in den Freischarenzügen vom 8. Dezember 1844 und 31. März 1845, die beide einen kläglichen Ausgang nahmen. Unter den hunderten von Gefangenen, die nun in den Kirchen und im Jesuitenkollegium Luzerns ihrem Schicksal entgegenharrten, erregte der vom Kriminalgericht zum Tode verurteilte Führer der Luzerner Freisinnigen, Dr. Jakob Robert Steiger, die größte Teilnahme. Der menschenfreundliche Arzt zählte selbst unter seinen politischen Gegnern persönliche Freunde. Um so größer war der Jubel, als am 20. Juni 1845 Steiger mit

Hilfe seiner Frau und dreier nachmals sehr populär gewordener Landjäger aus dem Kesselturm befreit wurde. Die anspruchslosen, aber um so wahrer empfundenen Verse, die er als Gefangener geschrieben, mögen auch hier eine Stelle finden:[87])

Ich seh' nicht Mond, nicht Sonne,
Vier Mauern sind mein Haus:
Da geht nicht Lieb noch Wonne,
Nur Trübsal ein und aus.

Es trauern ja die Meinen
Um ihren Vater sehr,
Und doch die lieben Kleinen,
Die seh' ich nimmermehr.

Die Kinder und die Mutter,
Sie flehen laut zu Gott:
Erhöre, großer, guter
Allvater ihre Noth.

Den Vater gib den Kleinen,
Der Mutter mich zurück;
Gib Allen für ihr Weinen
Ihr früher Lebensglück.

Das tragische Gegenstück zur Befreiung Steigers erlebte man genau einen Monat später: vierzehn Tage nach dem Einzug der Jesuiten in Luzern wurde der Urheber ihrer Berufung, Großrat Joseph Leu, in seinem Bett ermordet. Sofort bildete sich die Legende vom Selbstmord Leu's; Zeitungen und Flugblätter halfen in Wort und Bild diese Anschauung verbreiten[88]), und trotzdem der Mörder bald nachher entdeckt und nach erfolgtem Geständnis öffentlich hingerichtet wurde, fand sie noch jahrelang Glauben.

Die politische Dichtung begleitete die aufregenden Ereignisse mit bald zornigen, bald triumphierenden Versen; sie hat damals den Höhepunkt der Leidenschaft erreicht. Diesen Fieberzustand der politischen Lyrik zeigen mit besonderer Deutlichkeit die Gedichte eines Elementarlehrers in Bern, Christian Wälti († 1862 in Pittsburg). Gleich seinem Amts- und Schicksalsgenossen Kölner in Basel verlor Wälti um seiner Ueberzeugung willen seine Stelle; er wurde 1844 wegen eines Bändchens radikaler Lieder, die er zum eidgenössischen Schützenfest herausgeben wollte, von seiner konservativen Schulbehörde abgesetzt[89]). Auch darin ist er Kölner ähnlich, daß er sich nicht mit Versen begnügte, sondern zur Waffe griff; er hat den zweiten Freischarenzug mitgemacht und rückte, als der Sonderbundsfeldzug ausbrach, als Freiwilliger mit ins Feld. Die satirische Ader Kölners fehlt ihm freilich; ein ehrliches Pathos erfüllt ihn ganz, und seine Komik ist fast immer eine unfreiwillige. Wie Hoffmann von Fallersleben und Herwegh, verachtet er die neutralen Dichter[90]):

Klimpert, girret nicht mehr länger
Schmelzendsüße Seufzerlein!
Nein, es muß ein ächter Sänger
Troubadour der Freiheit sein.
Mischet bittre Teufelspillen
In der Dichtung Götterwein;
Schenket nur um's Himmelswillen
Uns nicht Zuckerwasser ein!

Von seiner eigenen Muse singt er:

Aus wilden Tiefen meine Lieder tosen;
Und selbst dem kühnsten Taucher würd' es grau'n,
Könnt er hinunter in den uferlosen
Gebährungskrater meiner Seele schau'n.[91])

Gegen Pfaffen und Aristokraten richtet sich vor allem Wältis Zorn; er macht aber auch vor Fürstenthronen nicht halt. Von seinem „Fürstentod" [92]) mag die erste Strophe genügen:

Da liegt der Fürst im Todeskampf,
Gehüllt in seidne Decken;
Die starre Hand schlägt aus im Krampf,
Es will der Tod sie strecken;
Es schäumt der Mund in banger Wuth
Und tränke gern noch Menschenblut.
O Gott, erbarm' dich seiner!

Das Papsttum ist ihm eine alte Hexe [93]):

Seht ihr sie nicht vom stolzen Rom
Zu uns herüber glotzen?
Sie spreizet sich im Lügendom
Und hört nicht auf zu trotzen.
Der Papst, der ist ein solcher Geist,
Der vornen gleißt und hinten beißt.
Der ist die alte Hexe.

Am nachdrücklichsten aber haßt der Dichter die Jesuiten; Loyola, sagt er, hat der Welt ein Leichentuch gesponnen, „der Teufel dreht ihm die Spindel". [94])

So zieht das Gesindel von Land zu Land
Gespenstisch auf fliegenden Brücken;
Die weh'nde Kunkel in dürrer Hand,
Das römische Spinnrad am Rücken,
Das schnurrt und saust, um Mitternacht
Kommt's über die Berge geflogen;
Des Hochlands silberne Gottespracht
Hat Teufelsgespinnst umzogen. [95])

Unter dem unmittelbaren Eindruck der Freischaren-Niederlage gerät der Dichter förmlich ins Rasen. In dem Gedicht „Grabschrift auf Luzern" [96]) ruft er aus:

Du schaurig Denkmal düstrer Mörderrollen;
Könnt ich auf deine Gruft den Grabstein setzen,
Wollt' ich darauf den Flammenschriftzug ätzen:
Schau, Menschheit, was die Jesuiten wollen!

Hier liegt ein Volk von ihrem Gift besoffen,
Mit Nacht bedeckt, gebrandmarkt und vergessen,
Vom Todeswurm gequält und kahl gefressen,
Das weder Höll' noch Himmel mehr zu hoffen.[97])

Der Jesuit spielt auch eine Hauptrolle in der wahrscheinlich von Wälti herrührenden dramatischen Vision „Die Todesstunde des Apostaten".[98]) Sie gilt dem Haupt des Sonderbundes, Constantin Siegwart-Müller. Siegwart hatte früher als Journalist mit förmlichem Fanatismus die Sache der radikalen Partei verfochten und war in ihrem Dienst zur Stelle des ersten Staatsschreibers emporgestiegen; während der Zürcher Septemberwirren aber ging er samt seinem Parteigenossen, dem spätern Staatsschreiber Bernhard Meyer, zu den Ultramontanen über, deren Sieg er nach eigenem Geständnis voraussah; religiöse Jugenderinnerungen, demokratische Neigungen, nicht zum wenigsten aber ein brennender Ehrgeiz mögen die Beweggründe gewesen sein. Nun, da er an der Spitze der ultramontanen Partei der Schweiz stand, war er neben dem St. Galler Gallus Jakob Baumgartner der bestgehaßte unter allen Ueberläufern. Zur Kennzeichnung des Inhalts der „dramatisierten Vision", die sich mit seinen letzten Schicksalen befaßt, genügt eine Beschreibung des beigefügten schauerlichen Holzschnittes. Er zeigt den in einen Schlafrock gehüllten Apostaten in seinem „melancholischen Zimmer"; mit allen Zeichen des Entsetzens starrt er nach der Erscheinung eines langen, hagern Jesuiten mit Bocksfuß; durch die offene Türe sieht man eine Gewitternacht mit zuckenden Blitzen.

Ueber das Thema „Jesuit" gab es natürlich eine Menge Variationen, war doch kaum ein Stoff so geeignet zu volkstümlich-derber und eindringlicher Behandlung — ganz abgesehen von seiner Bedeutung als Agitationsmittel. Die bildende Kunst spielte dabei keine geringe Rolle. So zeigt z. B. ein Flugblatt von H. Troxler[99]) drei Jesuiten mit dem Namen der Parzen bezeichnet, wie sie sich um einen Sterbenden bemühen. Oben steht: Er hat genickt, der Hof ist unser. Unten:

Stadt und Land fühlt ihr Gewicht,
Leider nur der Galgen nicht.

Aus der ganzen trüben Flut dieser antijesuitischen Erzeugnisse kann doch nur eines Anspruch auf poetische Bedeutung erheben: das Lied, mit dem der junge Gottfried Keller (1819—1890) sich der Welt zum erstenmal als Lyriker vorstellte. Seit dem November 1842 aus München zurückgekehrt, „ohne etwas geworden zu sein", wurde der Beschäftigungslose von der politischen Aufregung jener Zeit doppelt heftig gepackt. Mit Leidenschaft warf er sich in den Kampf der Parteien, der für ihn eine wohltätige Ablenkung bedeutete. Wie er unversehens ins Dichten hineingeriet, hat er in seinem Aufsatz „Autobiographisches" selbst erzählt: „Eines Morgens, da ich im Bette lag, schlug ich den ersten

Band der Gedichte Herweghs auf und las. Der neue Klang ergriff mich wie ein Trompetenstoß, der plötzlich ein weites Lager von Heervölkern aufweckt. In den gleichen Tagen fiel mir das Buch „Schutt" von Anastasius Grün in die Hände, und nun begann es in allen Fibern rhythmisch zu leben, so daß ich genug zu thun hatte, die Masse ungebildeter Verse, welche ich täglich und stündlich hervorwälzte, mit rascher Aneignung einiger Poetik zu bewältigen und in Ordnung zu bringen. Es war gerade die Zeit der ersten Sonderbundskämpfe in der Schweiz; das Pathos der Parteileidenschaft war eine Hauptader meiner Dichterei, und das Herz klopfte mir wirklich, wenn ich die zornigen Verse skandierte. Das erste Produkt, welches in einer Zeitung gedruckt wurde, war ein Jesuitenlied, dem es aber schlecht erging; denn eine konservative Nachbarin, die in unserer Stube saß, als das Blatt zum Erstaunen der Frauen gebracht wurde, spuckte beim Vorlesen der gräulichen Verse darauf und lief davon. Andere Dinge dieser Art folgten, Siegesgesänge über gewonnene Wahlschlachten, Klagen über ungünstige Ereignisse, Aufrufe zu Volksversammlungen, Invektiven wider gegnerische Parteiführer u. s. w., und es kann leider nicht geläugnet werden, daß lediglich diese grobe Seite meiner Produktionen mir schnell Freunde, Gönner und ein kleines Ansehen erwarb.

Dennoch beklage ich es heute noch nicht, daß der Ruf der lebendigen Zeit es war, der mich weckte und meine Lebensrichtung entschied."

Kellers „Jesuitenlied" — so lautete der ursprüngliche Titel in der Handschrift — entstand am 3. August 1843 und erschien am 3. Februar 1844 als Beilage zur ersten Nummer der von Emanuel Scherb in Winterthur herausgegebenen Wochenschrift „Die freie Schweiz" unter dem Titel:

Sie kommen, die Jesuiten![100])

Hussah! Hussah! Die Hatz geht los!
Es kommt geritten Klein und Groß!
Das springt und purzelt gar behend,
Das kreischt und zetert ohne End':
Sie kommen, die Jesuiten!

Da reiten sie auf Schlängelein
Und hintennach auf Drach und Schwein:
Was das für muntre Bursche sind!
Wohl graut im Mutterleib dem Kind:
Sie kommen, die Jesuiten!

Hu wie das krabbelt, kneipt und kriecht!
Pfui, wie's so infernalisch riecht!
Jetzt fahre hin, du gute Ruh!
Geh', Grete, mach' die Fenster zu:
Sie kommen, die Jesuiten!

Von Kreuz und Fahne angeführt,
Den Giftsack hinten aufgeschnürt,
Der Fanatismus als Profoß,
Die Dummheit folgt als Bettlertroß:
Sie kommen, die Jesuiten!

O Schweizerland, du schöne Braut,
Du wirst dem Teufel angetraut!
Ja, weine nur, du armes Kind!
Vom Gotthard weht ein schlimmer Wind:
Sie kommen, die Jesuiten!

Neben dem Gedicht Kellers erschien in der nämlichen Nummer ein entsprechendes Bild von Martin Disteli;[101]) es ist ausnahmsweise eine ziemlich zerfahrene Komposition, die an packender Wirkung von den Versen des jungen Dichters weit überboten wird. Denn schon hier zeigen sich gewisse Vorzüge Kellers, eine künstlerisch gebändigte Phantasie, die ihre Kraft nicht in Herweghscher Manier in einer Menge rhetorischer Bilder verpufft, und ein grotesker Humor, der den über dem Stoff stehenden Künstler verrät. Von den „Gedichten eines Lebendigen", deren Verfasser er mit einem feurigen Sonett begrüßte, hat sich Keller zwar anregen, aber nicht tiefer beeinflussen lassen. Die rhetorischen und sentimentalen Anwandlungen, die in einigen seiner ersten Lieder auftreten, werden bald überwunden, auch sind sie nie so stark, daß man etwa ein Kellersches Gedicht auch nur im entferntesten mit einem Herweghschen verwechseln könnte. Dazu waren die beiden Dichter innerlich viel zu verschieden geartet. Mit seinem unbestechlichen Sinn für das Echte, Tüchtige, Ehrenhafte, seinem grimmigen Haß gegen alle Flunkerei war Keller eigentlich ein Gesinnungsgenosse seiner politischen und poetischen Gegner Jeremias Gotthelf und Fröhlich. Aus dem Respekt, mit dem er in seinen klassischen Aufsätzen über Jeremias Gotthelf[102]) den Dichter behandelt, fühlt man auch die Achtung vor der Persönlichkeit heraus. Während aber Fröhlich wie Gotthelf zeitlebens in ihrer Einseitigkeit verharrten, gewann Keller — wohl auch dank seiner kühleren Natur — bald die künstlerische Unbefangenheit und den frei spielenden Humor, die dem Parteidichter natürlicher Weise versagt sind, und so bedeutet die politische Parteidichtung für ihn nur eine kurze, aber leidenschaftliche Episode. Daß an diesem Dichten der ganze Mensch beteiligt war, bewies der junge Poet mit der Tat, indem er beide Freischarenzüge mitmachte — den zweiten freilich mit einem Hölzlein statt des Feuersteins im Gewehr. Den vorwiegend komischen Ausgang dieses Abenteuers hat er bekanntlich später in der Novelle „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster" erzählt. Aus derselben Zeit stammt aber auch ein seither in Vergessenheit geratenes, sehr ernstes Gedicht.

Den gefallenen Freischaaren.[103])

Klag' Helvetien in vollen Tönen
Ob dem Schwert, das in das Herz dir drang;

Ob den herrlichsten von deinen Söhnen,
Die die alte Grabesnacht verschlang!
Weihe Allen, so gefallen,
Einen tiefen, reinen Trauersang.

Deine Männerkraft, die schönste Blüthe,
Hat ein falscher, kalter Lenz gemäht;
Edles Blut, das nur für Freiheit glühte,
Liegt wie Rosenflur in's Feld gesät!
Ob den bleichen Schweizerleichen
Tödtlich eine öde Nachtluft weht.

Laßt uns an den Gräbern Wache halten,
Daß kein Feind sie zu entweihen wagt!
Hoffnungsvoll die Ehrenwache halten,
Bis der Morgen auf den Bergen tagt!
Wann die glühen Wolken ziehen,
Brüder, auf! Dann sei's genug geklagt!

Die männliche Schlußwendung, mit der sich der Dichter von seinen elegischen Gedanken losreißt, ist charakteristisch für Keller. Er hat damals mehr herbe als weiche Töne angestimmt. Von dem läßlichen Humor, mit dem sich sein Künstlergemüt später auch des Unkrautes freute, weil es im Vaterland gewachsen ist, spürt man noch nichts; im Herbstlied (1845)[104]) z. B. ruft er aus:

Ich weiß, es ist ein bitt'res Kraut
Und ist ein harter Stand
Mit Schurken atmen gleiche Luft
Im engen Vaterland!

Sein patriotischer Zorn gilt namentlich den politischen Ueberläufern. Im „Apostatenmarsch" hat er es hauptsächlich auf den St. Gallischen Landammann Gallus Jakob Baumgartner abgesehen. Daß dieser geistig bedeutendste liberale Führer ins konservative Lager übergegangen war — wohl mit unter dem Einfluß seiner zweiten Gattin, einer Schwester Reithards — mußte den Groll der Gegner besonders reizen. Der findet denn auch in dem originellen Poem einen kräftigen Ausdruck:

Apostatenmarsch.[105])

Bum! Bum! Bim, bam, bum!
Schnürt den Sack und macht linksum!
Abgeweidet ist die Matte,
Spute dich, du Wanderratte!
Hungern ist kein Gaudium.
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Sind wir nicht ein schöner Zug,
Galgenfroher Rabenflug?
Hinter uns die guten Tröpfe
Stehn und brechen sich die Köpfe,
Ob dem lustigen Betrug.
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Hohn und schriller Pfeifenklang
Folgen uns den Weg entlang;
Weiter, weiter in dem Kothe!
Weiße, süße Gnadenbrote
Lohnen uns den sauren Gang!
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Aus dem Busen reißt das Herz,
Werft es fluchend hinterwärts!
Pfaffenküch' und Keller kühle,
Spüle weg die Hochgefühle, —
Ei, es war nur Bubenscherz!
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Nieder mit dem Jungfernkranz!
Ausgelöscht der Ehre Glanz!
Ausgehöhnet jede Wahrheit!
Angespien der Sonne Klarheit!
In den Staub mit dem Popanz!
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Tod am Strick — ein dummer Tod —
Schäme dich, Ischariot!
Du magst baumeln! Unsereiner
Schwimmt mit Würde stets als reiner
Goldfisch oben auf dem Koth.
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Wohl das Schönste, was Keller auf unserem Gebiet geschaffen hat, ist sein Gedicht „Waldstätte". Gründe sehr einleuchtender, aber jedenfalls nicht ästhetischer Natur haben ihn vermocht, es von den spätern Sammlungen auszuschließen. Das Gedicht erschien zuerst 1845 im „Boten von Uster" und lautet:

Waldstätte.

Es sind vier Länder gelegen
Um einen urtiefen See,
Die mir das Herze bewegen
Mit noch viel tieferem Weh!

Sie sind der Stolz gewesen,
Die Zierde vom Schweizerland:
Nun kehrt man kaum mit Besen
Hinaus die blutige Schand'! [106])

Sie nähren sich noch zur Stunde
Vom alten Ruhme mit List,
Der doch auf der Wasser Grunde
Schon lange versunken ist!

Noch leuchtet in der Sonnen
Der Berge silberner Dom:
Die Thäler hat übersponnen
Die alte Spinne von Rom.

Da liegen sie, wie vier Leichen,
Von Alpenrosen umblüht
Und über die Todesbleichen
Hohnlachend der Böse zieht.

Wer hebt mir die Edelsteine,
Die vier' aus dem Schlamm und Sand?
Wer setzt sie mit neuem Scheine
In die Krone dem Vaterland?

Was für den jungen Keller ein Gegenstand patriotischer Trauer war, die Niederlage der Freischaren, weckte natürlich auf der Gegenseite ganz andere Empfindungen; dort feierte man mit dem nämlichen Pathos den Sieg des Rechtes über die Gewalt. Ein Lied im Volkston[107]) z. B., nach der alten Melodie: „Wilhelm bin ich der Telle", hebt mit den Worten an:

Maria hat gesieget
Am ersten Tag April.
Der Feinde Spott erlieget,
Man zählt der Todten viel.

Es schließt nach einer langatmigen Schilderung des Kampfes und des Sieges:

Der alte Bund soll leben,
Mit ihm das Schweizerland,
Er bring uns neues Leben,
Hält fest am Bruderband.

Und euch, ihr Urständ' Brüder,
Euch geben wir die Hand:
Wir kämpfen treu und bieder
Für Gott und Vaterland.

Der dieses Lied geschrieben,
Wünscht Allen Glück und Heil,
Sein Name ist geblieben
In seinem Federkeil.[108])

Kräftiger äußert sich das Siegesgefühl in der spöttischen Parodie eines Unbekannten:

Das Lied der Freischaaren[109])

nach Körners Lützows wilder Jagd.

Was flieht dort vom Wald her im Mondenschein?
Hört's näher und näher brausen;
Es zieht sich hinab in verworrenen Reih'n
Und Jammertöne schallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen,
Und wenn ihr die kecken Gesellen fragt:
Das ist die verwegene Freischaaren-Jagd. — Hurrah!

Was zieht dort verjagt durch den finstern Wald
Und schleicht und will sich verbergen?
Jetzt regt sich's im nächsten Hinterhalt,
Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
Und der Landsturm erscheint in den Bergen.
Und wenn ihr den eilenden Jäger fragt:
Das ist die wilde Jesuiten-Jagd. — Hurrah!

Wo der Braten dampft und wo schäumet der Wein,
Der Flüchtling geborgen sich meinte.
Da naht es schnell wie Gewitterschein
Und dringt in die friedliche Kammer hinein,
Wo Sir Falstaff sein Loos jetzt beweinte.
Und wenn ihr den muthigen Helden fragt:
Für die große Idee hat er sein Leben gewagt. — Hurrah!

Was hat dort unten im Renggloch gekracht,
Was schlägt so die Zähne zusammen?
Wildherzige Reuter, sie fliehen die Schlacht
Und die Liebe zum Leben ist glühend erwacht
Und lodert in sprühenden Flammen.
Und wenn ihr die wackern Dragoner fragt:
Das ist die kühne Luzerner Jagd. — Hurrah!

Die verwegene Jagd, die Luzerner Jagd
Auf Jesuitenbrut und Tyrannen.
Ach! die ihr uns liebt, nicht gefoppt und gelacht,
Wir sind ja am Leben und das Mus macht uns satt,
Wenn gleich wir die Schlacht nicht gewannen.
Doch von Enkeln zu Enkeln sei es geklagt:
Die Ländler, die haben uns schmählich gejagt! — Hurrah!

Nicht bloß in Luzern herrschte Freude über den Sieg; auch die konservativen Protestanten machten kein Hehl aus ihrer Genugtuung. Reithard, nunmehr der Schwager und intimste Freund Baumgartners, hatte sich durch seinen „Alpenboten" als Schulinspektor von Glarus unbeliebt gemacht und war nach dem Sturz seines Gönners, Landammann Schindler, diesem nach Zürich gefolgt; von dort ließ er 1845 sein gelungenstes Pamphlet, die „Radikale Jesuitenpredigt" [110]) erscheinen. Jahrelang hat man das anonyme Werk Abraham Emanuel Fröhlich zugeschrieben. In der Tat erinnert mancher Gedanke an den „Jungen Deutsch-Michel", so namentlich der leitende, daß die Radikalen nur eine andere Art Jesuiten seien; auch die Freude am Wortspiel hat Fröhlich mit Reithard gemein. Aber die jugendlich-kecke und leichte Art, mit der die Verse hingeworfen sind, hätte sofort von dieser Spur ablenken sollen. Es sind zwei grundverschiedene Persönlichkeiten: Während Fröhlich in seiner mannhaft-schroffen, gelegentlich auch etwas pedantischen Weise immer derselbe bleibt, sucht sich Reithards empfängliche Poetennatur bald unwillkürlich, bald absichtlich dem wirklichen oder gedachten Gegenüber anzupassen. Wenn er z. B. gegen Herwegh dichtet, nimmt er ohne weiteres dessen Sprache an, was ihm denn auch den Spott Gottfried Kellers zugezogen hat. [111]) Die Freude am Entfalten eines wirklich nicht gewöhnlichen Sprach- und Verstalentes und eine bewegliche Phantasie mögen da wohl wesentlich mitgewirkt haben. Schade nur, daß Reithard seinem Spieltrieb allzu sorglos die Zügel schießen ließ; er hätte sonst Bedeutenderes geleistet. Die „Jesuitenpredigt" zeigt alle seine Vorzüge und Schwächen. Im „geheimen Conventikel der Wissenden" enthüllt der Pater Incognitus, warum man geschlagen

wie man's anstellen müsse, um dergleichen in Zukunft zu verhindern. Gleich zu Anfang wird das Hauptthema angetönt: die Verwandtschaft zwischen Jeuiten und Radikalen. Von den ersteren heißt es:

... Sonst wären sie ganz die rechten Leute:
Sie machen das Volk, wie wir zur Beute
Des Wahns, der Dummheit und Vieherei —
Dann nennen sie's fromm, wir nennen es frei;
Wir lehren es fluchen, sie lehren es plärren;
Sie geben ihm Pfaffen, wir geben ihm Herren;
Heut preisen wir's mündig in jubelnder Kunde
Und morgen schelten wir's Ochsen und Hunde:
Je nachdem es die Sessel vergiebt,
Je nachdem es uns haßt oder liebt.

An seinen Schwager Baumgartner denkt wohl der Dichter, wenn er den Pater von den Apostaten reden und ihr Los mit dem der Fremden vergleichen läßt:

... Doch wehe dem, der, einst verblendet,
Geheilten Blicks von uns sich wendet!
Ihn geißeln, schinden wir zu Hauf,
Ihm drücken wir das Brandmal auf:
Er ist ein Apostat, Spion,
Ein Hochverräther, ein Kujon!
Dagegen vergöttern wir das Pack,
Das zu uns flieht mit leerem Sack,
Vertrieben aus den Nachbarreichen
Ob Narrenwerk und Schelmenstreichen.
Das steht uns bei mit Rath und That,
Und spendet uns die Drachensaat,
Die wir in alle Furchen legen.
Da wächst der flammenträcht'ge Segen
Der Aufklärung, und packt als Beute
Staat, Schule, Kirche, Land und Leute!
Und für die Hilfe dieser Fremden
Versehen wir sie mit ganzen Hemden,
Mit reichen Frauen, Sinekuren,
Mit Lehrerstellen, Professuren;
Mit Aemtern, Würde und Gewalt,
Für die das dumme Volk sie zahlt.
Und jeder, den sein Land auswarf,
Der lumpigste Schwabenfötzel darf,
Von uns begünstigt, den Philistern,
Den Bürgern auf der Nase pfiffern,
Auswirthen, krämern, schustern, schneidern,
Großthun mit unbezahlten Kleidern
Und endlich, wenn er ausgepraßt,
Abschütteln seine Schuldenlast —
Gleich wie der Hund sein Heer von Flöhen —
Und lachend aus dem Lande gehen.

Echt Neithardisch ist die groteske Uebertreibung, mit welcher der Beginn des zweiten Freischarenzuges geschildert wird:

Und horch, ein Brausen und ein Wogen
Kam aus allen Winkeln der Schweiz gezogen.
Ha, wie viel Fäuste schlugen fri
Für Licht und Freiheit auf den Tisch!
Es setzte hunderttausend Hiebe
Dem großen Lebenskampf zu Liebe
Und dreimalhunderttausend Fahnen
Zickzackten wild aus Kreuz und Schwanen...

Womöglich noch lebendiger ist die Schilderung der Flucht:

Ha! wie die Rockschöße und Haare flogen!
Wie die Beine ausgriffen in weiten Bogen!
Wie der Angstschweiß, um nicht zu Boden zu fallen,
An die Schnäuze sich klebte in Eiskristallen!
Wie die Brüste keuchten, die Nasen dampften,
Die Stiefel den knarrenden Boden stampften!
Wie die Augen aus ihren Höhlen hingen!
Wie die Hosen aus ihren Nähten gingen!
Und der Weg so weit und der Wind so beißend —
Ach, es war mark- und herzzerreißend!

Gegen den Schluß wahrt der Dichter seinen Standpunkt der richtigen Mitte, indem auch die Stock-Konservativen ihren Spruch erhalten:

...Oder fürchtet ihr etwa die Konservativen?
Die sitzen auf ihren Wechselbriefen,
Auf ihren Waarenballen und Gülten,
Auf ihren Kisten, den wohlgefüllten,
Oder bei klugen Cousinen am Theetisch,
Oder um einen fürnehmen Fetisch,
Der Rath erteilt und konventikelt
Und das System des Friedens entwickelt:
Wie man nachgebend zu Macht gelange,
Und selbst der Jakobinerschlange
Durch Sanftmuth endlich imponire,
Bis sie zuletzt ihr Gift verliere.
...Andere sitzen steifzöpfig und poltern
Beim Abendschöppli: von Däumeln und Foltern,
Von Sitzen, Köpfen und Stranguliren:
Wider das ewige Rumoriren,
Wider die Schändung des „guten Alten“,
Dem sie begeisterte Lobreden halten.
Dann gehn sie zu Bett und lassen Gott walten,
Morndeß sind mindestens sie die Alten!...

Die „Jesuitenpredigt“ erlebte rasch eine zweite Auflage, der Reithard ein derbes Nachwort folgen ließ. Eine Stelle daraus mag als poetischer Kommentar zu den schauerlichen Flugblattbildern [112]) dienen, die damals massenhaft verbreitet wurden, um durch die Schilderung der an den Freischaren verübten Greueltaten Stimmung zu machen. Der Pater empfiehlt seinen Schülern folgende Taktik:

Probirt unglaubliche Geschichten
Voll „sittlichen Ernstes“ zu erdichten,
Daß die Rührung stromweis' hinunterläuft:

„Wie man siebenhundert Freischärler ersäuft
Mit Knebeln im Munde, zu Doppelt und Doppelt,
Qua wüthende Hunde zusammengekoppelt;
Wie man Tausend gekneipt und gefitzt,
Ihnen den Leib mit Säbeln geschlitzt,
Bis ihr Gedärm zu Tage geschlüpft,
An das man sie lachend aufgeknüpft,
Geknüpft in der Bäume luftige Räume,
Wie Pastetenmänner an Weihnachtsbäume!
Und wie man Vielen die Köpfe abhackte,
Sie ihnen zwischen die Zähne packte,
Worauf die Aermsten, die schrecklich schrien,
Die Schädel dem Feinde in's Antlitz spien! ...

Noch ins gleiche Jahr 1845 fällt ein ganz anders geartetes Werk Reithards, eine düstere Betrachtung über die Opfer des zweiten Freischarenzuges unter dem Titel „Auf dem Emmenfelde bei Luzern." [113]) Durch schlimme Erfahrungen vorsichtig geworden, gab Reithard auch dieses Werk anonym heraus; um so wunderlicher wirkt das Vorwort im Herweghschen Stil mit seinem Refrain: Ich hab's gewagt!:

.. Ich hab's gewagt, trotz Haß und Hohn;
Mich stachelte kein Wink vom Thron:
Wem Gott sich zeigte, den besticht
Die Erde nicht!
D'rum, wie der Bonzen frömmelnd Plärren,
Beschalt ich jene unverzagt,
Die aus der Gruft die Kreuze zerren —
Ich hab's gewagt!

Herr, der mit festem Königstritt
Auf den empörten Wogen schritt:
Ich spüre deines Geistes Weh'n
Und werde steh'n!
Fest steh'n! ob alle Teufel grollten;
Dir hab' ich Treue zugesagt,
Dir, dem auch Huttens Wort gegolten:
„Ich hab's gewagt!"

In edler, schwungvoller, manchmal nur allzu schöner Sprache bekämpft der Dichter hier seine alten Gegner; im Ausgang des Freischarenkampfes sieht er ein Gottesgericht, das die fremden Hetzer heraufbeschworen haben. Den Verführten ruft er zu:

Was wolltet ihr blutgierig, stahlbewehrt
In dieser Stadt, vor der man euch erschlagen?
War was ihr wolltet eines Meineids werth?
„Für Licht und Wahrheit griffen sie zum Schwert!"
So hört man knirschend ihre Hetzer sagen.
Weh ihnen, weh! Der Licht und Wahrheit Hort
Gewinnt sich nimmer durch Verrat und Mord!

Galt wirklich jenem Orden euer Zorn,
Der jeglich Mittel seinem Zweck gestattet —

Ihr faßtet erst den Hetzerschwarm auf's Korn,
Der euch berückt, und dessen gift'ger Sporn
Zum Herzen dringt, und der da unermattet
Euch zuschreit: „Auf! für Freiheit und für Licht!" —
Traun, das ist jesuitisches Gezücht!

„Werde was du gewesen bist" ruft er später dem Schweizervolk zu:

„Ein einig Volk, das innig, Schaft an Schaft,
Den Säulenbau des Freiheitstempels bildet;
Ein einig Volk, das, weis' und tugendhaft,
Von roher Gier die angestammte Kraft
Ein geist'ger Tell, befreiet und entwildet;
Ein edler Strom, der nimmermehr vergißt,
Daß er dem Quell sein Leben schuldig ist.

Mit dem Büchlein „Höchst wunderbarliche vaterländische Prophezeiungen, auf das Jahr der Ungnade 1847" [114]) schließt die Reihe der größern politischen Dichtungen Reithards. So harmlos lustig die anspruchslosen Knittelverse sind, mit denen Reithard hier die Zeitereignisse ironisch bespricht, so spiegeln sie doch das ganze Elend der verworrenen und zerfahrenen Verhältnisse wieder, und es ist sehr bezeichnend, daß der Dichter ein bitteres Mahnwort in pathetischen Versen beigefügt hat. Auch bei Gottfried Keller finden wir mehr als ein Zeugnis der gedrückten und schwülen Stimmung, wie sie großen politischen Entscheidungen voranzugehen pflegt. Während aber Reithard gleich seinen Gesinnungsgenossen Gotthelf und Fröhlich die Schuld an allem Unerquicklichen immer nur der Gegenseite beimaß, bewies Keller seinen tiefern Blick und sein feineres Gerechtigkeitsgefühl in dem Sonett, das er damals (1847) an seinen ältern Freund Follen richtete: [115])

Nimm diese Lieder, Lobgesang und Klagen,
Wie sie die bunte Jahreszeit gebracht!
Wie mir ihr Himmel wechselnd weint' und lacht',
Hab ich die Lyra regellos geschlagen.

Im Sande knarrt der Freiheit goldner Wagen,
Es ist ein müßig Schreien Tag und Nacht;
Betäubt, verworren von der Zungenschlacht,
Zeigt sich der Beste schwach in diesen Tagen.

Uns mangelt des Gefühles edle Feinheit,
So Schwung und Schärfe gibt dem Schwert im Fechten,
Das hohe Wollen und des Herzens Reinheit.

Klar sind sich nur die Schlimmen und die Schlechten,
Sie suchen sich und scharen sich in Einheit,
Entsagend dumpf der Ehre und dem Rechten!

Der trostlose Zustand eines unfruchtbaren Wortkampfes mußte so lange fortdauern, als sich die Parteien im Schoße der Tagsatzung ungefähr die Wage hielten. Da brachte der Wahlsieg der St. Galler Liberalen am 2. Mai 1847

endlich die Erlösung. Der Gesandte von St. Gallen, dem bisher eine neutrale Instruktion die Hände gebunden, konnte nunmehr zur Auflösung des Sonderbundes die entscheidende zwölfte Stimme abgeben. „Des Vaterlandes Herz schlägt wieder frei!" rief damals im St. Galler „Erzähler" ein unbekannter Dichter, und Gottfried Keller schloß ein Huldigungspoem an die St. Galler:[116])

Möget ihr der Blüte warten,
Die des Lenzes Hauch geschwellt,
Daß die reife Frucht im Garten
Bis zum Herbst vom Baume fällt.

Wie zu erwarten stand, widersetzten sich die Sonderbundskantone dem Aufhebungsbeschluß. Am 29. Oktober verließen ihre Gesandten die Tagsatzung. Ein Feldzug von wenigen Tagen entschied nun den Meinungskampf so vieler Jahre, und die kluge Mäßigung der siegreichen Partei half den Geschlagenen über die Bitterkeit der Niederlage rasch hinweg.

In packenden Versen hat Ferdinand Freiligrath, der im Februar 1848 als Flüchtling in London weilte, die europäische Bedeutung dieses Ereignisses besungen:

Im Hochland fiel der erste Schuß —
Im Hochland wider die Pfaffen!
Da kam, die fallen wird und muß
Ja, die Lawine kam in Schuß —
Drei Länder in den Waffen!
Schon kann die Schweiz vom Siegen ruhn:
Das Urgebirg und die Nagelfluhn
Zittern vor Lust bis zum Kerne!

Was weiter wird: — noch harren wir!
Doch wird's die Freiheit werden!
Die Freiheit dort, die Freiheit hier,
Die Freiheit jetzt und für und für,
Die Freiheit rings auf Erden!
Im Hochland fiel der erste Schuß
Und die da niederdonnern muß,
Die Lawine kam ins Rollen.

Die Hoffnungen Freiligraths erfüllten sich bekanntlich für das übrige Europa nicht so rasch, wie der Dichter damals erwarten mochte. Das Sturmjahr 1848 aber führte den Schweizern den Wert ihres neuen starken Bundes so deutlich vor Augen, daß viele seiner frühern Gegner sich bald mit ihm aussöhnten.

Die Kriegslieder zum Sonderbundsfeldzug sind ziemlich zahlreich, aber durchwegs ohne Wert. Daß sie sich meist an bekannte Vorbilder anlehnen — z. B. Lützows wilde verwegene Jagd — ist nicht nur ein Zeichen dilettantischen Unvermögens, sondern auch eines begreiflichen Mangels an wirklicher Begeisterung in beiden Lagern.[117]) Bei den Katholiken herrscht das Pathos vor, bei den Liberalen der Spott; der unritterliche, aber sehr menschliche Brauch, dem

Besiegten noch eins anzuhängen, ist eifrig geübt worden. Die Besseren aber mochten mit Gottfried Keller übereinstimmen, wenn er schrieb:

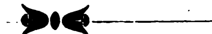
Nach dem Siege. [118])

Laßt rot vor Scham erglühen eure Wangen,
Die ihr mit eurer Reime leerem Beten
Euch anschickt, vor ein tapfres Volk zu treten,
Das eben kommt von That und Sieg gegangen!

Des Trommlers Schlägel, die im Wirbel sprangen,
Der rauhste Tagruf gellender Trompeten,
Sie gelten jetzo mehr, ihr Nachpropheten!
Als all eur' unnütz eitles Versefangen!

Der letzte schlichte Wächter vor dem Heere,
Der, Treu und Pflicht im Herzen, hat getragen
In kalter Sternennacht die blanke Wehre,

Und jeder, der nur Einen Streich geschlagen,
Ist nun ein König von lebend'ger Ehre —
Was soll ihm unser Singen noch und Sagen?



Anmerkungen.

[1]) Vgl u. a. die feinsinnige Studie von Dr. Rud. Ischer „Zur Charakteristik Gotthelfs" im „Sonntagsblatt des Bund" 1906, Nr. 5 und 6.

[2]) Vgl. das interessante Buch von Wilh. Marr „Das junge Deutschland in der Schweiz". Leipzig, Verlag von Wilhelm Jurany 1846.

[3]) Vgl. W. Spinner, „Die Flugschriftliteratur zur Zeit der Helvetik." Centralblatt der Zofingia 1876 Nr. 8—10

[4]) Im „Freihafen" hg. von Th. Mundt 1839 S. 152.

[5]) „Lieder" von Thomas Bornhauser. Trogen 1832.

[6]) Vgl. Jac. Christinger „Thomas Bornhauser. Sein Leben, Wirken und Dichten." Frauenfeld 1875.

[7]) „Gedichte" S. 131.

[8]) „Gedichte" S. 31.

[9]) In seiner „Gemma von Arth", dem beliebtesten seiner dramatischen Stücke, folgt er Schillers Spuren — freilich in weitem Abstand.

[10]) Anspielung auf den Kt. Schwyz, wo 1838 die Jesuiten ihren Einzug gehalten. Der Schmid am Hacken ist Landammann Joach. Schmid in Lachen.

[11]) Frankreich hatte 1836 wegen der Flüchtlinge, der Badener-Artikel und des Conseil-Handels mit Truppensendungen und Handelssperre gedroht.

[12]) Der Bundesvertrag von 1815.

[13]) Vgl. den trefflichen biographischen Aufsatz von Paul Rud. Kölner im Basler Jahrbuch 1907 S. 42 ff.

14) „Rauraʒische Lieder" von Joh. Rud. Kölner. Stäfa, 1834. Gedruckt bei J. J. Leuthi. S. 128 ff.

15) Der Aristokraten Totentanz, Reutlingen 1832. — Der Aristokraten Totentanz, zweiter Theil. Petersburg, gedruckt in der kaiserlichen Hofbuchdruckerei neben dem Knutenpalast. Es war die Antwort auf den „radikalen Totentanz", den man dem Basler Sensal Gedeon Burckhardt zuschrieb. Das Schriftchen findet sich auf der Basler Universitätsbibliothek, war aber leider nicht erhältlich.

16) Oberst J. R. Frey, Bürgermeister 1830—49, anfänglich einer der starrsten Gegner der liberalen Grundsätze.

17) Als Befehlshaber der eidg. Exekutionstruppen kommandierte Ziegler im März und April 1804 während des Bockenkriegs; in gleicher Eigenschaft besetzte er am 17. Sept 1831 den Kt. Baselland mit 4000 Mann und verfügte die Verhaftung Gutzwillers und seiner Kollegen.

18) Der Sieger vom 13.–15. Januar 1831.

19) Zuerst als Flugblatt erschienen unter dem Titel „Die Schlacht bei Pratteln im Kanton Basel-Landschaft am 3. August 1833, aufgesetzt und herausgegeben von Till Eulenspiegel", dann abgedruckt in den „Rauraʒischen Liedern" (s. o.) S. 135 ff.

20) Aus „Zehn republikanische Lieder von Kölner dem Sauren, Verfasser der Rauraʒischen Lieder". Basel 1848.

21) „Patriotische Gedichte" von J. R. Kölner. Basel 1831. S. 4 f.

22) „Rauraʒische Lieder" S. 120 f.

23) „Die Revolution." Originaldrama in drei Akten von Demius. Tübingen, Druck und Verlag von Ernst Traugott Eifert 1831. B.

24) Er wurde 1824 Bürger von Basel. Zur Biographie vergleiche „Handschrift zur Eröffnung des Vesalianum." Leipzig, Verlag von Veit und Comp. 1885.

25) An der Absetzung Troxlers, der aus seinen Sympathien für die Landschaft kein Hehl gemacht hatte, war Jung in hervorragendem Maß beteiligt.

26) Gestorben 9. April 1831.

27) Erschienen im Schweizerischen Merkur. Belletristische Monatsschrift. Heft 1 ff. Zürich, gedruckt bei Geßner.

28) Emanuel Passavant (1785–1842) war Inhaber eines angesehenen Bankgeschäftes im „Seidenhof". Militärisch nahm er von 1818—29 den Rang eines Majors bei der Landwehr ein. Während der Trennungswirren wurde er Chef der Bürgergarde. Seit 1831 gehörte er auch dem Großen Rat an, trat aber politisch wenig hervor.

29) Wilhelm Geigy (1808–1866) bekleidete von 1825 bis zur Trennung das Amt eines Landkommissarius. 1831 Mitglied des Großen Rates, 1832 Meister zu Safran, leistete er der Stadt während der Dreißiger Wirren manchen wichtigen Dienst, so bei der Wiederherstellung und Befestigung der Ringmauern, dann als Regierungsbevollmächtigter beim Gelterkinderzug. — Herr Paul Kölner in Basel, dem ich diese Mitteilungen verdanke, spricht die Vermutung aus, daß Kölner der Saure einer der Gewährsmänner war, die dem nie in Basel gewesenen Reithard das nötige Material liefern mußten — ja daß vielleicht einige der Strophen direkt von Kölner stammen, eine Ansicht, die namentlich in ihrem ersten Teil sehr viel Wahrscheinliches hat. Die Wortspiele freilich scheinen mir ganz zu Reithard zu passen.

30) Christian Friedr. Schönbein (1799–1868), der berühmte Chemiker, der 1828 als außerordentlicher Professor nach Basel berufen worden war.

31) Anspielung auf den Schluß der berühmten Broschüre Bornhausers: „Der Hahn hat gekräht, Thurgauer wachet auf, gedenket eurer Enkel und verbessert die Verfassung."

32) Anspielung auf die Volksversammlung zu Uster, 22. November 1830, die die Zürcher Regeneration einleitete.

33) „Der Freimüthige", Organ der St. Galler Liberalen der 30er Jahre, redigiert von Dr Henne.

[34]) Der „Burgdorfer Volksfreund", Organ der Schnellenpartei.

[35]) Therwil war die Heimat Gutzwillers, der an der Spitze der Landschäftler stand.

[36]) Der „saure Kölner", der bekannteste Basler Freiheitsdichter jener Jahre.

[37]) Aus „Die Schweiz" 1859, S. 118, wo eine Melodie beigefügt ist. Abgedruckt von L. Tobler, Schweizerische Volkslieder, S. 72 f. Frauenfeld 1882.

[38]) Joseph Munzinger 1791—1855, Kaufmann, Leiter der Volksbewegung von 1830, seit 1831 Regierungsrat, 1848 einer der 7 ersten Bundesräte.

[39]) Bewohner des Bezirks Dorneck.

[40]) Bewohner des Hauptteils der solothurnischen Landschaft.

[41]) Eine Ausnahme machte der Seckelmeister von Muralt, dessen Bemühungen mittelst Beiträgen von Gesinnungsgenossen eine bewaffnete Macht zur Bekämpfung der „Revolution" auf die Beine zu bringen, in letzter Stunde durch die Regierung selbst vereitelt wurde. Darauf bezieht sich ein „Drama" des Pfarrers Franz Daniel Züricher (†1855 zu Maikirch), an dem der Titel das Gelungenste ist: „Der Muckelmeister von Sehralt" (muckeln = aufbegehren). Dort wird dem alten Herrn der Rat gegeben, sich in's Unvermeidliche zu fügen.

[42]) Mitgeteilt in der Diss. von Norwin Weber „Franz Ludwig Haller von Königsfelden". S. 113 f. Bern 1900.

[43]) „Burgdorfer Volksfreund" 1831 Nr. 41.

[44]) „Burgdorfer Volksfreund" 1840 Nr. 77 und 78.
Vom nämlichen Verfasser erschienen: Klagen zweier Patrizierinnen (über die Verhaftung von Alt-Ratsherr Zeerleder 19. Mai 1836 im Dotationshandel). „Burgdorfer Volksfreund" 1836 Nr. 41, und „Das Volk der Vaterstadt, oder eine kleine Scherbe aus dem Herrenspiegel." „Burgd. Volksfr." 1838 Nr. 10. Ein Ultra und ein Gemäßigter streiten sich, ob man die Herren vom Juste-Milieu wieder in die Partei aufnehmen solle

[45]) „Harro Harrings Republikanische Gedichte" 1848.

[46]) „Gedichte aus der Zeit und für die Zeit" von Wilhelm Sauerwein. Biel, gedruckt in der Buchdruckerei der „Jungen Schweiz".

[47]) „Kerkerpoesien." Von W. Weitling. Hamburg, bei Hoffmann und Campe 1844.

[48]) Burgdorfer Volksfreund 1839, No. 47.

[49]) Zur Biographie von J. Stutz vgl. J. C. Heer „Die zürcherische Dialektdichtung. Ein Literaturbild." Zürich 1889. S. 32 ff.

[50]) Vgl. „Kriegsjammer oder der Heiri mueß ga Basel." Aus „Gemälde aus dem Volksleben" 1831,

[51]) „Gemälde aus dem Volksleben" 1831.

[52]) Joh. Arndts „Vom wahren Christentum" erste Gesamtausgabe 1609, eines der beliebtesten Erbauungsbücher.

[53]) „Gemälde aus dem Volksleben". Dritter Band, 1833.

[54]) Hegetschweiler wird als „der im HErrn oder eigentlich im Junkern entschlafene Ustermann" verhöhnt und seinen Erben werden die 2000 Franken vorgerückt, um die der neue Regierungsrat das letzte Werk des Verstorbenen angekauft hatte, während Oberrichter Ulrich für das Strafgesetzbuch nichts bekommen habe.

[55]) Ein schönes neues Lied zum Singen. Ueber Sr. Wohlehrwürden Herrn Pfarrer Dr. Bernhard Hirzel, vulgo Blutpfaff. Nach der Melodie: „Ich bin der Doktor Eisenbart" ꝛc. Gedruckt in der Buchdruckerei Walser in Arlesheim. B.

[56]) Dr. Rahn-Escher, Vizepräsident des Zentralkomitees, hatte schon am Morgen des 6. Septembers durch Eilboten den Landsturm alarmiert.

[57]) Major Bruno Uebel kommandierte die 34 Dragoner der Regierungstruppen. Preuße von Geburt, fand er bald darauf in französischen Diensten in Algier einen tapfern Soldatentod.

[58]) Die gewöhnliche Version lautet bekanntlich: „Schüßet i Gotts Name". Hirzel will nur „Vorwärts!" gerufen haben.

[59]) „Sterne und Schnuppen aus der Götternacht in Zürich." Von einem Astronomen. Aarau, 1839. Druck und Verlag von S. Landolt.

[60]) Der außergewöhnlich große Mann hieß bekanntlich seit seiner Beschwichtigungsproklamation „An meine Mitmenschen im Kanton Zürich" im Volksmund „de läng Mitmänsch".

[61]) „Die Straußiade in Zürich. Ein Heldenepos in 9 Gesängen von Sadrach, Mesach und Abednego. Glaubensstadt und Leipzig, 1840."

[62]) Bürgermeister Heß trat bald nach der Septemberrevolution vom Amte zurück.

[63]) Anspielung auf den im „Freihafen" (hg. von Theodor Mundt) 1838 erschienenen Aufsatz: Vergängliches und Bleibendes im Christentum. Selbstgespräche von Dr. Strauß.

[64]) „Laute und leise Lieder" von Johannes Scherr. Schaffhausen. Brodtmannsche Buchhandlung 1842.

[65]) Wenn z. B. in der Rohmerschen Psychologie der Nabel als Sitz des Ahnungsvermögens bezeichnet war, so ist es begreiflich, wenn in den „Freien Stimmen im Bezirke Zürich" (Jahrgang 1843) Bluntschli und seine „Nabelgarde" in höhnischen Gedichten hergenommen wurden.

[66]) „Gauner und Narren." Eine politische Komödie von Otto Hammer. Liestal. Gedruckt in der Honegger'schen Buchdruckerei 1843.

[67]) Flugblatt von 1841 ohne Ort- und Zeitangabe. Stadtbibliothek Zürich.

[68]) Daß dieser Gedanke im katholischen Lager immer wieder auftauchte, beweist u. a. das Neujahrsgedicht 1847 des ultramontanen St. Galler „Wahrheitsfreund", wo die Stelle vorkommt:

... Denn wird ein Volk durch Stolz zum faulen Aase,
Da sammeln Adler sich herum zum Fraße.

[69]) Mit der Besetzung des Freiamts beschäftigt sich auch eine Flugschrift, die wahrscheinlich von Fritz Jenni, dem Herausgeber des Berner „Gukkasten" stammt: „Aargauische Klostersuppe, eingebrockt von einer gefühlvollen Seele. Gedruckt auf Kosten der Marianischen Brüderschaft." 1841. Dazu eine Titelvignette: Pfaffe am Tisch bei Wein und Schinken, eine derbe Magd bei den Armen packend. Darunter der Text: „Lönd si mi goh, Herr Pater." Der Inhalt ist ein Potpourri bekannter Lieder, z. B. Bauer, Klosterarzt: „Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!" — Pater Theodosi (dem man fälschlich vorwarf, an der Spitze des Landsturms marschiert zu sein — ein bekanntes Bild Distelis zeigt ihn in dieser Rolle):

Nur langsam voran,
Nur langsam voran,
Daß der Freiämtler Landsturm nachkommen kann. —

Aargauisches Militär, zum Freiämtlervolk, anrückend:

Gang mer nit geng dur mis Mätteli,
Gang mer nit geng dur mis Gras;
Oder i prügle bim Wetterli
Di no einisch brav ab.

Am Schluß ein Tagsatzungs-Chor:

Sind mer wieder mal
Bei einander gwese,
Hab'n mer wieder mal
Nix g'macht.
Ist der Abschied komme,
Hat uns stark mitg'nomme,
Wird wieder mal
Tüchtig g'lacht.

[70]) „Das Lied von dem Pfaffthum." Häggenschwyl (St. Gallen), Druck und Verlag des Rothstrumpfs (Scheitlin & Zollikofer) 1836. Auf dem Exemplar der Schweiz. Landesbibliothek ist ein Fornaro in Rapperswyl als Verfasser vermerkt.

[71]) Rothstrümpfler, der noch heute gebräuchliche Parteiname für die Ultramontanen.

[72]) Der am 22. Oktober 1833 verstorbene erste und letzte Doppelbischof von St. Gallen-Chur, Karl Rudolf von Buol-Schauenstein.

[73]) Pfarrer Popp, der den seit 1. Januar 1835 erscheinenden ultramontanen „Wahrheitsfreund" redigierte.

[74]) „Freihafen" 1840 drittes Heft.

[75]) Während das unbedeutende Rheinlied Beckers dem Dichter Ehrenpokal und Ehrensold eintrug und eine Menge freundlicher und gegnerischer Kundgebungen hervorrief, blieb die auf Schweizerboden, in Burgdorf entstandene „Wacht am Rhein" von Max Schneckenburger bis zum Krieg von 1870 fast unbekannt.

[76]) „Gedichte eines Lebendigen." Zürich und Winterthur, Verlag des Literarischen Comptoirs 1841.

[77]) „Zeitgedichte" von Wilhelm Wackernagel. Mit Beiträgen von Balthasar Reber. Basel, Druck und Verlag der Schweighauserschen Buchhandlung 1843.

[78]) Ueber Fröhlichs Leben und Werke vgl. das vorzügliche Buch von Dr. Robert Fäsi: „Abraham Emanuel Fröhlich." Zürich 1907.

[79]) Kirchenblatt für die reform. Schweiz. 1866.

[80]) Neue Aarg. Zeitung, 2. Febr. 1831.

[81]) Fäsi a. a. O. S. 55.

[82]) „Der junge Deutsch-Michel" von A. E. Fröhlich. Zürich, Verlag von Meyer & Zeller 1843. 2. Aufl. 1843, 3. Aufl. 1846. Im Jahr 1844 erschien ein Anhang zur ersten Ausgabe, ein Separatdruck der in der 2. Aufl neu eingereihten 85 Nummern.

[83]) Vgl. Fröhlichs Brief an Wackernagel vom 8. Jan. 1843 (mitget. von Fäsi a. a. O. S. 58): ... In Wahrheit, sollten wir uns aus der Schweiz nicht öfter, nicht noch stärker hören lassen, gegenüber so gottvergessenen frechen Sängern wie die Herwegh, Prutz, Boas und so viele andere? Sie lassen nichts neben sich gelten." ...

[84]) Mitgeteilt von Fäsi a. a. O. S. 88.

[85]) „Das Lied vom Goldenen Bund". Eine Parodie nach Schillers Glocke. Druck und Verlag von J. Zehnder in Baden.

[86]) Schultheiß Neuhaus von Bern, der die Staatsraison über das geschriebene Gesetz zu stellen pflegte, war damals die Hoffnung der putschlustigen Radikalen; daß er durch sein unkonsequentes Verhalten nach dem zweiten Freischarenzug diese Hoffnungen enttäuschte, hat seinen Sturz herbeiführen helfen.

[87]) Aus (Wapf, A.) „Erinnerungen an traurige Zeiten", II. Heft, Seite 5. Luzern 1877.

[88]) Im „Gukkasten" von 1845 ist Leu als Löwe dargestellt, der durch eine Rotte von Teufeln aus dem Bett gezerrt wird; am Boden liegt eine Pistole. Vom Himmel her aber betrachtet die Mutter Gottes den Vorgang gleichmütig durch eine Lorgnette.

[89]) Wältis Absetzung führte zu einer längeren Preßfehde. Vgl. „Schweizerischer Beobachter", 1844, No. 99, 104, 106, 107, 108, 141, 143 und „Seeländer Anzeiger" 1844, No. 34.

[90]) „An die Zeitdichter." Aus „Sturmvogel und Nachtigall". Neue Gedichte von C. Wälti, Bern. Verlag von Jent und Reinert, 1850.

[91]) „Sturmvogel und Nachtigall", S. 4.

[92]) „Alpenklänge und Lawinendonner" von C. Wälti. Thun und Aarau. Verlag von J. J. Christen, 1844. Innen: Freie Lieder aus der Schweiz.

[93]) „Die alte Hexe." „Alpenklänge und Lawinendonner", S. 43 ff.

[94]) „Sturmvogel und Nachtigall", S. 112.

[95]) Die Anregung durch zwei bekannte Gedichte Gottfried Kellers „Jesuitenzug" und „Waldstätte" ist hier unverkennbar.

[96]) „Den Manen seiner in Luzern gefallenen Streitgenossen. Worte der Liebe, Sehnsucht und Verehrung" von C Wälti. Bern. Gedruckt bei C A. Jenni, Vater, 1845.

[97]) Wo Wälti nicht im Banne seiner durch die Leidenschaft überhitzten Phantasie steht, weiß er für einen tüchtigen Gedanken gelegentlich auch eine glückliche Form zu finden. So in dem Gedicht: „Der neue Schweizerbund", wo es u. a. heißt:

Nicht in den Bücherschollen
In einem todten Fund,
Auch nicht in Aktenrollen,
Verstaubten, würmervollen
Besteht der Schweizerbund.

— — — — — — —

Nicht jene, die da modern
Versenkt im kalten Grund,
Die Herzen, die jetzt lodern
Und That und Handlung fodern,
Sie sind der Schweizerbund.

Die Männer, die erklären,
Die Lüge muß zu Grund,
Auf Vaterlands Altären
Der Freiheit Feuer nähren,
Sie sind der Schweizerbund.

Den Donner hört man schreiten
Hoch ob der Berge Rund;
Die Freien sieht man streiten,
Kühn, wie vor alten Zeiten —
Das ist der Schweizerbund.

[98]) „Die Todesstunde des Apostaten. Eine dramatisierte Vision in einem Akt." Zofingen, Druck und Verlag von Rudolf Steinegger 1848. Innen: „Der Apostat. Eine dramatisierte Vision in einem Akt" Zofingen etc.

[99]) Sammlung des Herrn Stadtschreiber Schürmann in Luzern.

[100]) Hinsichtlich der Varianten der Kellerschen Gedichte vgl. die gründliche Dissertation von Paul Brunner „Studien und Beiträge zu Gottfried Kellers Lyrik". Zürich 1906, durch die auch J. Bächtolds „Gottfried Keller-Biographie", Berlin 1897, mehrfach berichtigt und ergänzt worden ist.

[101]) Reproduziert bei Brunner a. a. O. S. 292. Als Disteli 1844 starb, schrieb Keller das Gedicht „Auf Maler Distelis Tod" (Oktober 1844). Den elegischen, etwas prosaisch ausklingenden Schluß hat er später (1882) durch einen charakteristischen ersetzt:

1844: Und was sein Lohn? Des freien Schweizers Schmerz,
Den unser Stolz auf ihn nur schwach kann mildern.
1882: Nun warf er hin den Stift, nahm Stock und Hut,
Und fluchend sieht das Volk vor seinen Bildern.

[102]) Gottfried Kellers nachgelassene Schriften und Dichtungen. Berlin 1893. S. 93 ff.

[103]) Sammlung des Herrn Stadtschreiber Schürmann in Luzern. Flugblatt 4°. Das Gedicht ist unterzeichnet G. K. Dazu eine Komposition in f-moll, von W. Krauskopf. Buchdruckerei von Karl Köhler in Zürich. Das Lied findet sich weder bei Bächtold noch bei Brunner verzeichnet.

[104]) Später (1882) „Schlechte Jahreszeit" betitelt.

[105]) Gedichte 1846. Die erste Fassung im Mskr von 1844 hat den rhythmisch und inhaltlich weniger packenden Refrain: Gott sei uns Sündern gnädig!

[106]) In den Gedichten 1846 umgeändert:

Nun kehrt man mit eisernem Besen
Kaum aus die blutige Schand'!

[107]) Lied auf den Freischaren-Einzug am 31. März und 1. April 1845. Flugschrift ohne Ort- und Zeitangabe.

[108]) A. Wapf teilt in seinem Schriftchen „Ernste und heitere Bilder aus dem Soldatenleben zur Zeit der Freischaarenzüge und des Sonderbundes", Luzern 1878, ein Lied mit, das 1845 unter die Luzerner Soldaten verteilt wurde; es trifft den Ton der frommen Einfalt so vollkommen, daß sich der Gedanke aufdrängt, irgend ein Schalk möchte sich damit einen Spaß erlaubt haben. Es beginnt:

Das fromme Volk von Luzern	Es wallfahrtet im guten Sinn	Gott wolle uns bewahren
Hätt' Ruh und Frieden gern	Zu dem Kloster Wesemlin	Vor den bösen Freischaaren.
Und reist Berg auf, Berg ab	Und bittet zu dieser Frist	Daß sie uns nicht können rauben
An dem festen Glaubensstab.	Da alles sehr traurig ist,	Den alten wahren Glauben.

u. s. w.

[109]) Sammlung Blösch, Schweiz. Landesbibliothek. Mskr.

[110]) „Radikale Jesuitenpredigt. Gehalten am Neujahrstage 1845 im geheimen Conventikel der Wissenden von Pater Incognitus, schweizerischem Mitgliede des Ordens der Neujesuiten. Zum Druck befördert von einem Nichtjesuiten." Basel, Schweighauserſche Buchhandlung 1845.

[111]) Vgl. den Aufsatz Gottfried Kellers im „Boten von Uster" 1845, Nr. 39, „Der Polizeidichter Reithaar".

[112]) Eine Anzahl solcher Blätter besitzt u. a. die Stadtbibliothek Luzern; die krassesten fand ich in der Sammlung Blösch, Schweiz. Landesbibliothek.

[113]) „Auf dem Emmenfelde bei Luzern am 1. April 1845. Gedicht von dem Verfasser der Neujesuitenpredigt." Zürich, bei Meyer & Zeller, 1845.

[114]) „Höchst wunderbarliche vaterländische Prophezeihungen auf das Jahr der Ungnade 1847. An's Licht gezogen aus dem Nachlasse des sel. Verfassers der „radikalen Jesuitenpredigt", zu Nutz und Frommen des gesammten Schweizervolkes von Jeremias Lachmund, Friedensprediger in partibus infidelium". Frauenfeld, Druck und Verlag von Ch. Beyel, 1847.

[115]) Neuere Gedichte 1851.

[116]) Neue Zürcher Zeitung, No. 125, 5. Mai 1847.

[117]) Auch Augustin Kellers „General Dufour" (Gedichte von Aug. Keller, Frauenfeld 1889, S. 46 ff.) nach der Weise des „Prinz Eugenius" hat die erstrebte Volkstümlichkeit nur zum Teil erreicht. So lautet z. B. der Schluß:

Es brachten Dörfer ihm und Städte
Beider Parteien um die Wette
Lorbeeren ihm und Liebe dar.

[118]) Neuere Gedichte 1851.



Anhang.

Aargauerlied.

(Flugblatt von 1841, ohne Ort- und Zeitangabe. Stadtbibliothek Zürich.)

1. Eine große Störung ist gescheh'
Im Kanton Aargau drinnen,
Beim kalten Winter, Eis und Schnee,
Wie viele Schreiben bringen.

2. Am zwölften Jenner dieses Jahr,
Im Jahrgang einundvierzig,
Kommt eine große Feindes-Schaar,
Als wenn sie nur vexiertit.

3. Viele Tausend kommen an
Von Zürich, Bern und Basel,
Uns're Herren sind voran
Mit ihrem schönen Fasel.

4. Villmergen schon, die Nachbarsg'meind,
Thun sie so sehr verdrießen;
Sie thaten dort als des Staates Feind'
Auf Kirch' und Häuser schießen.

5. Hundert neunzig Kanonen-Schüß
Haben sie auf d'Häuser gschossen,
Doch Gott der Herr hat sie beglückt,
Sie haben kein'n Mensch'n getroffen.

6. Zwanzig Bomben sind gezählt,
Die durch die Häuser drungen,
Doch hat's gefehlt dem Feindesheld,
Es hat kein Haus gebrunnen.

7. Der Staat hat diesen Streit gemacht
Und that die Ruhe stören,
Er holte Herren bei der Nacht
Und that's in Kerker sperren.

8. Auf dieses brennt das Feuer auf,
Und Viele springen zämen,
Und lassen die Gefangenen aus.
Soll man für das sich schämen?

9. Muri ist der Sammlungsort
Für alle diese Fehler,
Die sich verwüst' mit Werk und Wort,
Das Haar went's ihnen strehlen.

10. Die Herren, die zum Seelenheil
Den Glaub und die Kirch beschützen,
Die werden plötzlich in der Eil
Gestraft im Kerker sitzen.

11. Auch viele Herren in der That,
Die für das Heil wend früchten,
Sie müssen wegen Furcht vorm Staat
Sich vorm Vaterlande flüchten.

12. In Meienberg ist auch der Staat,
Er ist bei ihnen g'sessen,
Sie händ den Wirth, den reichen Mann
An Speis' und Trank ausg'fressen.

13. Die Truppen hatten große Freud
Auf Muri zu spazieren,
Denn sie fraßen in dieser Zeit
Das Fleisch von dreißig Stieren.

14. Zweiunddreißig fette Küh,
Nebst Schweine, Schaaf und Kälber,
Gibt dem Metzger eine Müh,
Das fressen Berner selber.

15. Fünfhundert fünfzig Eimer Wein
Haben sie im Kloster g'soffen,
Es kommen Berner, Groß und Klein
In Jubel-Freud geloffen.

16. Der Staat treibet Uebermuth,
Er könnt' sich sonst ersättigen;
Er brauchte nicht das Klostergut
Von Muri und von Wettigen.

17. Auch Hermetschwil und Gnadenthal
Und auch das Kloster Fahr
Geben ein'n schönen Faßnacht-Ball
Dem Staate dieses Jahr.

18. Der Staat hat viel Gold im Mund,
Den muß man löblich ehren,
Er hat schon achtzehnhundert Pfund
Am Silber von den Herren.

19. Die Kapuziner sind so brav,
Sie thun Niemand kein Schaden,
Doch thut man sie, wie die Sclav'
Im Kloster auch ausjagen.

20 Zürcher und das Basler Amt,
Die haben brave Menschen,
Sie haben Witz und auch Verstand,
An sie wend wir gedenken.

21. Die Berner haben ja kein' Noth,
Sie müßen sich nicht klagen,
Es liegen nur zehn Männer todt,
Für diese ist kein Schaden.

22. Die Kloster-Herren immerdar,
Sammt den Kloster-Nonnen.
Sind im 41er Jahr
Um Hab und Güter kommen.

23. Wenn der Staat in unserm Land
Dem Landvolk nicht will schonen,
So werden ihnen g'wiß gesandt
Von fremden Orten Bohnen.

24. Der Waller ist ein ganzer Türk,
Er schadt viel tausend Franken,
Sonderlich in dem Bezirk.
Der Teufel soll ihm danken.

Zwei Flugblätter zum Sonderbundskrieg.

(Sammlung Schürmann, Luzern.)

1.

Landsturmlied.

E jede het e Knittel und Pulver und Blei
Und es Stückle vom Hemle vom Ratsherr Leu.

Nur langsam voran, nur langsam voran,
Daß der Luzerner Landsturm nachkomme kann.

Kurasche hend mer alle, denn chunt der Find,
So macht der Pater Roh [1]) ihn ganz stockblind.

Denn schlönd mer se z'tod und riskiere nüt,
Mer gend kei Pardon, mer sind frommi Lüt.

D'Eidgenossen schickt me dem Tüfel zue,
Doch vorher nehmed mer ne d'Hosen und d'Schue.

Mer tragend am Rücken en große Sack
Für die Uhre und Ring vom liberale Pack.

Der Rickenbach [2]) het is jo selber gseit
Daß e jede e goldigi Uhr hei treit.

Und hend mer se alle gschlage z'tod,
Denn wird i der ganze Schwiz alles roth. [3])

Der Ammann [4]) wird denn Bundespräsident,
Der macht bald de schwarze Kaibe es End.

Und e jede fromme Landsturm-Ma
Mueß denn i der Schwiz en Aemtli ha.

2.

Des Sonderbündlers Schmerz und Trost im alten Jahr.

O weh! was thust erleben
Du armes Herze mein?
Freiburg thut sich ergeben,
Soldaten rücken ein;
Bei fünfundzwanzig tausend
Begehren ein Quartier
Und ziehen zornesbrausend
Ins heilige Revier.

Die sieden und die braten
Alldort — und schenken ein
Als wären sie Prälaten,
Vom allerbesten Wein.
O Herz, was thust erleben,
Das bringt dir halt den Tod,
Die frommen Väter schweben
In großer Angst und Noth!

[1]) Das Haupt der sieben Jesuiten in Luzern.
[2]) Stadtpfarrer von Luzern.
[3]) Rot, die Farbe der Luzerner Konservativen, Schwarz, die der Liberalen.
[4]) Verhörrichter Wilhelm Ammann, ein Thurgauer, berüchtigt durch sein rohes Verfahren im Freischaren- und Leuenprozeß.

Der Schultheiß in dem Faſſe,
Der Dreiſpitz und Talar
Entrinnen nicht dem Haſſe
Der großen Kriegerſchaar.
O Herz, du mußt zerſpringen
Vor lauter Ach und Weh,
Die frommen Väter ſingen
Ade, ade, ade!

Schon hört man kommandiren:
Macht ganze Wendung, um!
Ihr müßt halt jetzt ſpaziren
Aus dem Elyſium.
O armes Herz voll Wunden
Schick dich geduldig drein.
In achtundvierzig Stunden
Muß abgekratzet ſein!

Und alsbald ziehn die Väter
Und Schweſtern Hand in Hand
Sogar bei ſchlechtem Wetter
Aus dem gelobten Land;
Und müſſen ihre Beute
Zurücke laſſen fein;
Lebt wohl, ihr guten Leute,
Xaveri,*) ſchick' dich d'rein!

Denk' an den Spruch der Frommen,
Denk' an das fromme Wort:
„Wie Wölfe ſind wir kommen,
Wie Schafe geh'n wir fort;
Wie Hund wir wiederkehren
In's alte Neſt hinein!"
Drum trockne deine Zähren
Xaveri, ſchick' dich drein.

*) Der bekannte Jeſuitenheilige.



DATE DUE		

